



GENDER
OPEN
REPOSITORY

Repository für die Geschlechterforschung

Vor-Bilder : Männer und Frauen in pädagogischen Berufen: Motivationen, Werdegänge, Perspektiven

Schildmann, Ulrike
2006

<https://doi.org/10.25595/2094>

Veröffentlichungsversion / published version

Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schildmann, Ulrike: *Vor-Bilder : Männer und Frauen in pädagogischen Berufen: Motivationen, Werdegänge, Perspektiven*. Bochum: projekt verlag, 2006. DOI: <https://doi.org/10.25595/2094>.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Projektverlag. Verlag für Wissenschaft und Kultur: <https://www.projektverlag.de/>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

 Deutsche
Forschungsgemeinschaft



Freie Universität  Berlin



www.genderopen.de

Ulrike Schildmann
Vor-Bilder

Ulrike Schildmann

Vor-Bilder

Männer und Frauen in pädagogischen
Berufen: Motivationen, Werdegänge,
Perspektiven

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-89733-155-6

ISBN-10: 3-89733-155-1

© **projekt verlag**, Bochum/Freiburg 2006

Vertrieb@projektverlag.de

www.projektverlag.de

Umschlaggestaltung: punkt *Komma* Strich, Freiburg

www.punkt-komma-strich.de

Inhalt

Einleitung.....	7
1. Marlies Blersch, Sozialarbeiterin (FH) und Diplom-Pädagogin <i>„Mein Traumberuf war eigentlich die Psychologie, aber das hätte ich nie gesagt“</i>	19
2. Klaus Ellersiek, Gymnasiallehrer <i>„Ich bin mit Leib und Seele Lehrer und würde es genauso noch einmal machen“</i>	29
3. Ulla Ottofülling-Afriyie, Grundschullehrerin <i>„Der Berufswunsch Lehrerin hat mich von Kindheit an begleitet“</i>	37
4. Karl-Theodor Stiller, Grund-, Haupt- und Sonderschullehrer <i>„Beruflich gesehen bin ich ein Wanderer“</i>	45
5. Ingibjörg Pétursdóttir, Erzieherin und Diplom-Pädagogin <i>„Ich wollte etwas mit Menschen zu tun haben und möglichst auch etwas mit dem Ausland“</i>	57
6. Werner Schulte, Sonderschullehrer und Theaterlehrer an einer Integrationschule <i>„Es war das Neugestalten von Realität, das Ausprobieren im weitesten Sinne, was mich am meisten reizte“</i>	67
7. Gabriele Boll, Gymnasiallehrerin <i>„Ich hatte schon immer ein starkes Interesse daran, Schule mitzugestalten“</i>	77
8. Sabine Lingenauber, Erzieherin, Diplom-Heilpädagogin (FH), Diplom-Pädagogin, Dr. phil. <i>„Es geht mir um die Sache der Integration, dafür setze ich mich ein und investiere meine Energie“</i>	87

9. Reinhard Völzke, Diplom-Sozialpädagoge (FH)
„Ich wollte einen Beruf, mit dem ich selbst wachsen konnte“..... 99
10. Dieter Schartmann, Diplom-Pädagoge, Dr. phil.
*„Mich interessierten vor allem die Fragen, die für meine
Persönlichkeitsentwicklung wichtig sind“ 111*
11. Martin Wurm, Grundschullehrer
*„Es interessierte mich immer mehr, wie Menschen und
Gesellschaft Erziehung als einen positiven Prozess gestalten können“ ... 121*
12. Manuel Höfs, Sonder-/Förderschullehrer
*„Mit dem Zivildienst kam der entscheidende Punkt für meine
Beschäftigung mit Behinderung und für die Wahl meines Studiengangs“ ... 133*

Einleitung

Pädagogen (und Pädagoginnen) sind eine Personengruppe mit großem sozialen Einfluss. Seien es Erzieherinnen im Kindergarten oder Lehrer(innen) in der Schule, manchmal auch Pädagoginnen und -pädagogen außerhalb der Schule, in Jugendfreizeiteinrichtungen oder in der Erziehungsberatung, und schließlich vielleicht Dozentinnen und Dozenten in pädagogischen Ausbildungseinrichtungen, alle haben sie einen festen Platz in der Sozialisation und Erziehung eines jeden modernen Individuums. Sie alle üben Einfluss aus, in welcher Form und mit welchen Auswirkungen auch immer. Auch hinterlassen sie unterschiedlichste Erinnerungen im Leben derer, die von ihnen profitiert oder unter ihnen gelitten haben. Dabei hat die Kindergärtnerin ein anderes Image als der „Pauker“, die Grundschullehrerin einen anderen Stellenwert als der Gymnasiallehrer usw., meistens nicht unabhängig von deren jeweiliger Stellung in der Hierarchie der pädagogischen Berufe. Nähe und Distanz zu den Pädagoginnen und Pädagogen, die unser Leben beeinflussen oder beeinflusst haben, hängen mit deren pädagogischem Können und persönlicher Ausstrahlung zusammen, aber auch mit dem Machtpotenzial, über das sie verfügen und das sie zu nutzen oder auszunutzen verstehen.

Für diejenigen jungen Frauen und Männer, die selbst einen pädagogischen Beruf anstreben, ist es nicht nur wichtig, ihre Entscheidung – zum Beispiel den „Seitenwechsel“ von der Schülerin zur Lehrerin – kritisch zu reflektieren, sondern sich ihrer eigenen Beweggründe und des Einflusses anderer Personen, darunter Pädagoginnen und Pädagogen, bewusst zu werden.

- Waren diese Pädagoginnen und Pädagogen Vor-Bilder im positiven Sinne, oder dienen sie vor allem der negativen Abgrenzung („ich werde Lehrer, weil ich’s mal besser machen will als die, die ich selbst erlebt habe“)?
- Ist der angestrebte pädagogische Beruf erste Wahl, oder erfüllt er eine Lückenbüßerfunktion („ich wäre z. B. lieber Psychologe, aber da gab es bestimmte Hindernisse“)?
- Spielt vielleicht auch eine vermeintliche soziale Sicherheit (z. B. durch noch existierendes Beamtentum) eine – zu reflektierende – Rolle bei der Entscheidung?

- Welche beruflichen Perspektiven verknüpfen sich mit einem (konkreten) pädagogischen Berufsziel („ich wollte schon immer mit Kindern arbeiten“, aber wirklich ein ganzes Leben lang?)?
- Und schließlich: Scheint (für Frauen oder auch für Männer) ein pädagogischer Beruf wirklich besonders geeignet zu sein für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie?

Die Auseinandersetzung mit beruflichen Motivationen, Werdegängen sowie Perspektiven der unterschiedlichen pädagogischen Berufsgruppen – Erzieherinnen, Sozialpädagogen, Grundschullehrerinnen, Sonderschullehrerinnen, Gymnasiallehrern, Diplom-Pädagoginnen und -pädagogen – öffnet den Blick für das je eigene Fragenspektrum im Rahmen der berufsbezogenen Selbstreflexion in besonders geeigneter Weise dann, wenn dafür exemplarische Berufsbiographien – mehr oder weniger „gestandener“, d.h. mehrjährig erprobter – Pädagoginnen und Pädagogen zur Verfügung stehen. Bei meiner Auswahl von Interviewpartnerinnen und -partnern, die in der vorliegenden Schrift als Erzählerinnen und Erzähler ihrer eigenen Berufsgeschichte erscheinen, habe ich bewusst nach solchen Pädagoginnen und Pädagogen gesucht, die über interessante, nicht unbedingt immer geradlinige und voraussagbare pädagogische Berufsbiographien verfügen und auch an einer eigenen kritischen Selbstreflexion Interesse haben.

Meine Auswahl ist einerseits – gesamtgesellschaftlich betrachtet – zufällig; denn statistisch gesehen sind die zwölf exemplarischen Berufsgeschichten, gemessen an den Tausenden und Abertausenden von Pädagoginnen und Pädagogen verschwindend wenige. Meine Auswahl ist andererseits aber – individuell betrachtet – keineswegs zufällig: Ich selbst – inzwischen seit etwa 30 Jahren Diplom-Pädagogin mit Schwerpunkt Sonderpädagogik – habe meine eigene Biographie darauf hin durchforstet, welche praktizierenden Pädagoginnen und Pädagogen der unterschiedlichen Berufsgruppen mich beeindruckten, sei es auf Grund ihrer aktuellen beruflichen Tätigkeiten oder ihrer – auch punktuellen, vielleicht ungewöhnlichen – Berufswahlentscheidungen oder ihrer beruflichen Aus- und Fortbildungskombinationen, denen, entgegen landläufiger Einstellungen, doch eine erhebliche Flexibilität innerhalb der pädagogischen Berufe zu entnehmen ist. Schließlich habe ich mich für zwölf Personen – sieben Männer und fünf Frauen – entschieden, deren berufliche Werdegänge mir im engeren Sinne kaum bekannt waren, wie sich herausstellte, die aber ausnahmslos sofort zu einem Inter-

view über ihre Berufsbiographie bereit waren. Meinen persönlichen Bezug zu diesen Personen möchte ich hier kurz erläutern:

Ulla Ottofülling-Afriyie ist mir schon als Mitschülerin an der gemeinsam besuchten Realschule (Klassen 5-10) und am anschließend gemeinsam besuchten Gymnasium (Klassen 11-13) begegnet. Sie war immer die beste Schülerin, durchlief beide Schulen mit Bravour und wurde – zu meinem damaligen Erstaunen – mit ihrem hervorragenden Abitur Grundschullehrerin. Ich hatte nie mit ihr darüber gesprochen und wählte sie deshalb für eines der zwölf Interviews aus.

Klaus Ellersiek ist der zweite, der mir noch aus der Schulzeit bekannt ist; ebenfalls ehemaliger Realschüler, besuchte er von Klasse 11-13 das besagte Gymnasium mit uns und wurde anschließend – mit einem kurzen Umweg über das Studienziel Hauptschullehrer – Gymnasiallehrer. Für mich ein typisches Bild: Die Frauen wurden eher Grundschullehrerinnen, die Männer Gymnasiallehrer oder ggf. Hauptschullehrer. Mit dem Interview wollte ich zum Beispiel herausfinden, ob sich mein Bild von typischen traditionellen Geschlechterverhältnissen in den Lehrberufen bestätigen würde oder ob ganz andere, individuelle biographische Muster in den Vordergrund treten würden.

Marlies Bleresch lernte ich kurz nach Abschluss meines Studiums der Pädagogik mit Schwerpunkt Sonderpädagogik in Berlin kennen. Ebenfalls Diplom-Pädagogin, jedoch mit Schwerpunkt Erwachsenenpädagogik, gehörte sie zu einer Personengruppe, die mich in meiner Doktorarbeit beschäftigte und mit der ich auch in der erwachsenenpädagogischen Praxis zusammenarbeitete: die Gruppe der (körper-)behinderten Frauen. Zwischen uns gab es wichtige Diskussionen, die sich zumeist um das Verhältnis zwischen Fachfrauen/„Expertinnen der Sonderpädagogik“ und von Behinderung betroffenen Frauen/„Expertinnen in eigener Sache“ drehten. Diese Erzählerin wählte ich vor allem wegen der Kombination von fachlicher und persönlicher Expertise in Sachen Behinderung aus. Sie arbeitet seit vielen Jahren gezielt in der Beratung behinderter Studentinnen und Studenten der Berliner Universitäten.

Ingibjörg Pétursdóttir, ebenfalls Diplom-Pädagogin (mit Schwerpunkt Sozialpädagogik) – aber zusätzlich auch ausgebildete Erzieherin – begegnete ich erstmals in Berlin und danach sehr häufig in ihrer isländischen Heimat

in Reykjavík, als ich nach meiner Promotion und nach Abschluss der fünfjährigen wissenschaftlichen Assistentenzeit insgesamt zwei Jahre an der Universität von Island arbeitete. Ich habe ihren beruflichen Werdegang zwischen zwei (wenn auch europäischen) Welten mitverfolgt, ebenso den Spagat zwischen Berufstätigkeit und Mutterschaft. Sie ist nun bereits seit einigen Jahren in der interkulturellen Erwachsenenbildung tätig und stellt sich dem „Umgang mit Heterogenität“ auf diesem Praxisfeld.

Gabriele Boll war nach ihrem Ersten Staatsexamen und Referendariat als Lektorin an eine Universität nach England gegangen und anschließend – in Ermangelung einer Stelle als Lehrerin an einem Gymnasium – zum Wissenschaftsrat nach Köln gekommen, wo wir uns Ende der 80er-Jahre – also kurz vor der Vereinigung der beiden deutschen Staaten – in der dortigen Gruppe der damals insgesamt nur zwölf wissenschaftlichen Mitarbeitern kennen lernten. Sie beeindruckte mich damals dadurch, dass sie sich trotz einer sehr anerkannten beruflichen Position in dieser hochschul- und wissenschaftspolitisch einflussreichen Institution des Bundes und der Länder in mehreren Bundesländern um eine Stelle als Gymnasiallehrerin bewarb und diese nach mehrjähriger Wartezeit auch erhielt. Sie tauschte die gesellschaftlich sehr angesehene wissenschaftspolitische Tätigkeit gegen das Lehramt, zunächst an einem Berufskolleg, ein.

Martin Wurm war zu jener Zeit meiner Tätigkeit beim Wissenschaftsrat ein junger Mann, den ich in meinem privaten Umfeld nur mehr oder weniger flüchtig kennen lernte, von dem ich aber wusste, dass er nach seinem Abitur und dem Zivildienst in einem integrativen Kindergarten für behinderte und nicht behinderte Kinder Grundschullehrer werden wollte. Ich habe mich oft gefragt, welches die individuellen Motivationen junger Männer sein könnten, das weiblich dominierte Grundschullehramt mit dessen – leider – relativ niedrigem Rangplatz in der Hierarchie der Lehrämter für sich zu wählen. Als ich ihn viele Jahre später – dann wirklich als Lehrer an einer Grundschule – wieder traf, war klar, ihn wollte ich auch gern interviewen.

Sabine Lingenauber gehörte zu meinen ersten Studentinnen an der Evangelischen Fachhochschule in Bochum, wo ich nach dem Ausscheiden aus der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates 1990 meine erste Professur erhielt. Sie beeindruckte mich durch ihr außergewöhnlich hohes studentisches Engagement, aber anschließend mindestens ebenso durch ihre Zielstrebigkeit, als ausgebildete Erzieherin und Diplom-Heilpädagogin berufs-

begleitend weiter zu studieren, einen akademischen Abschluss als Diplom-Pädagogin zu erlangen und danach in einem von mir geleiteten Drittmittelprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft auf dem Gebiet der Normalismusforschung¹ zu promovieren. Nach einigen Jahren weiterer Forschungstätigkeiten ist sie heute Professorin für Integrationspädagogik an einer Fachhochschule.

Reinhard Völzke gehörte ebenfalls zu den Studenten der Evangelischen Fachhochschule in Bochum, allerdings mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik. Er hatte vor dem Studium einen handwerklichen Beruf erlernt. Seit Studienabschluss ist er als Diplom-Sozialpädagoge (FH) praktisch tätig. Aber ihn hat daneben auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gebiet der Biographieforschung fasziniert, auf dem er u. a. mehrere Publikationen vorzuweisen hat. Dies ist auch das Feld, das uns in eine fachliche Verbindung miteinander gebracht hat.²

Dieter Schartmann war mein erster Doktorand³, ebenfalls Diplom-Pädagoge, allerdings mit dem Schwerpunkt „Frühkindliche Erziehung“. An der Universität Siegen, wo wir uns kennen lernten, arbeitete er in einem Forschungsprojekt zur beruflichen Integration geistig behinderter Menschen in den allgemeinen Arbeitsmarkt. Auf diesem Gebiet ist er – im Rahmen eines großen Landschaftsverbandes – heute in der sozialpolitischen Praxis tätig.

Manuel Höfs war einer meiner Studenten der Sonderpädagogik an der Universität Dortmund, an die ich 1996 von Siegen aus wechselte. Ihn empfand ich, solange ich mit ihm zu tun hatte, als einen außergewöhnlichen Studenten der Lernbehindertenpädagogik, weil er sich – wie zumindest um das Jahr 2000 herum kaum ein anderer Mitsudent – nicht nur für die Frauenforschung in der Behindertenpädagogik interessierte, sondern ganz explizit auch für die Männerforschung auf eben diesem Gebiet und darüber auch seine Staatsexamensarbeit verfasste. In relativ kurzer Zeit wurde er nach seinem Referendariat nicht nur Lehrer an einer Förderschule mit Schwer-

¹ Vgl. hierzu die wissenschaftliche Buchreihe „Konstruktionen von Normalität“. 5 Bände, hrsg. von Ulrike Schildmann, Opladen (Leske + Budrich) 2001-2005.

² Vgl. Ulrike Schildmann und Reinhard Völzke: Integrationspädagogik: Biographische Zugänge. Opladen (Leske + Budrich) 1994.

³ Vgl. Dieter Schartmann: Persönlichkeitsfördernde Arbeitsgestaltung mit geistig behinderten Menschen. Münster (LIT) 1999.

punkt Lernen, sondern auch Fachleiter am Ausbildungsseminar für Referendare dieser Fachrichtung.

Karl-Theodor Stiller gehörte, wie Manuel Höfs, zu meinen Studenten an der Universität Dortmund, allerdings war er – als bereits gestandener Lehrer – ein so genannter Aufbaustudent, der sich ebenfalls dezidiert für die kritische Männerforschung und die Probleme (lern-)behinderter und verhaltensauffälliger Jungen interessierte. Seine sehr engagierte Staatsexamensarbeit, die er anschließend als Buch publizieren konnte, weckte mein Interesse an seiner Biographie und an seinem Blick auf den Lehrberuf als Grund-, Haupt- und als Sonderschullehrer.⁴

Werner Schulte, den Sonderschullehrer und Theaterlehrer an einer der bekanntesten deutschen Integrationsschulen (Uckermark-Grundschule, Berlin⁵), lernte ich, gemeinsam mit einer Gruppe Studierender der Universität Dortmund, im Rahmen unserer inzwischen jährlich stattfindenden Exkursionen „Studieren in Berlin“ im Jahr 2001 als letzten unter den Interviewten kennen und habe ihn seitdem jährlich einmal in seiner schulischen Theaterwerkstatt besucht. Die reguläre Unterrichtsstruktur, die der Theaterlehrer gegen einen durchgängigen Projektunterricht eintauschen konnte, ist eine besondere Reflexion wert, die – im Rahmen der Integrationspädagogik angesiedelt – u.a. nochmals ganz dezidiert den Umgang mit Heterogenität an (deutschen) Schulen thematisiert.

An dieser kurzen Vorstellung ist deutlich geworden, dass zwar einerseits versucht wurde, das Feld der pädagogischen Berufe in seiner ganzen Breite abzudecken, andererseits ist ein gewisser Überhang an heil-, sonder- bzw. integrationspädagogisch qualifizierten Personen nicht zu übersehen. Er begründet sich im Wesentlichen aus meiner eigenen beruflichen Biographie als Diplom-Pädagogin mit Schwerpunkt Sonderpädagogik, die eine bestimmte Orientierung mit sich bringt, sowie aus der Perspektive des Forschungsprojektes „Geschlechterverhältnisse in (sonder-)pädagogischen

⁴ Karl-Theodor Stiller: Kooperation von Schule und Familie. Hilfen für Kinder mit Lernschwierigkeiten. Sonderschule und Elternarbeit – ein nicht zu lösender Zusammenhang? Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt.) 2004.

⁵ Vgl. Peter Heyer, Ulf Preuss-Lausitz, Gitta Zielke: Wohnortnahe Integration. Gemeinsame Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder in der Uckermark-Grundschule in Berlin. Weinheim und München 1990. Werner Schulte: Theaterprojekte in den 5. Klassen. In: Peter Heyer u.a. (Hrsg.): Zehn Jahre wohnortnahe Integration. Frankfurt/Hannover (Arbeitskreis Grundschule) 1993, S. 151-153.

Berufen und universitären Ausbildungsgängen“ (2004-2006), in dem wir schwerpunktmäßig männliche Studierende der Fakultät Rehabilitationswissenschaften der Universität Dortmund befragt haben und dessen Ergebnisse durch die hier vorgestellten Berufsbiographien praktizierender Pädagogen und Pädagoginnen ergänzt und mit einer erweiterten Perspektive versehen werden.

Informationen zum Forschungsprojekt:

Geschlechterverhältnisse in (akademischen) pädagogischen Berufen und universitären Ausbildungsgängen unter besonderer Berücksichtigung der Rehabilitationswissenschaften/Sonderpädagogik – Eine empirische Untersuchung zur Erhöhung des Anteils männlicher Pädagogen.

Beteiligte WissenschaftlerInnen: Prof. Dr. Ulrike Schildmann, Dr. phil. Inken Tremel, SoL Sebastian Möller

Finanzierung: Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen; HWP/Fachprogramm „Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre/Maßnahmen der Frauen- und Genderforschung“,

Laufzeit: Dezember 2004 – Aug./Dez. 2006

Kurzbeschreibung:

Ausgangspunkt des Forschungsprojektes war das – äußerst unausgewogene – Geschlechterverhältnis in den akademischen pädagogischen Berufen und universitären Ausbildungsgängen, insbesondere Grund- und Sonder-/Förderschulen betreffend:

- Frauen- bzw. Männeranteile an den Lehrkräften *bundesdeutscher Schulen* variieren enorm nach den jeweiligen Schulformen: Während im Jahr 2000 an Gymnasien und Hauptschulen mit 48,2% bzw. 53,1% Frauenanteil die quantitativen Geschlechterverhältnisse unter den Lehrpersonen relativ ausgeglichen waren, ist insbesondere für die Grundschulen mit 83,0%, gefolgt von den Sonderschulen mit 72,8% eine deutliche Überrepräsentanz von Frauen – bzw. Unterrepräsentanz von Männern – zu konstatieren.
- In allen vier untersuchten Schulformen hat sich der Frauenanteil nicht nur in früheren Jahrzehnten, sondern auch im letzten deutlich erhöht (bzw. der Männeranteil verringert): zwischen 1990 und 2000 an Gymnasien um 10,9%; an Hauptschulen um 4,5%; an Sonderschulen um 9,3% und an Grundschulen um 8,7%.
- Auch der Beschäftigungsumfang weist deutlich unterschiedliche Geschlechteranteile auf, die vor allem im Zusammenhang mit der geschlechterspezifisch einseitigen Übernahme familialer Reproduktionsarbeit zu interpretieren sind:

An den Teilzeitbeschäftigten der unterschiedlichen Schulformen hatten im Schuljahr 2000/01 männliche Lehrer an Gymnasien einen Anteil von 25,7%, an Hauptschulen 15,3%, an Sonderschulen 10,9% und an Grundschulen 4,4%.

- An den *Schulen des Landes Nordrhein-Westfalen* spiegeln sich die dargestellten Geschlechterverhältnisse weitgehend wider, spitzen sich jedoch zum Teil noch leicht zu: So waren unter den Grundschullehrern im Schuljahr 2000/01 nur 12,9% Männer (statt 17% im Bundesdurchschnitt), während der Männeranteil an Sonderschulen mit 17,8% dem Bundesdurchschnitt von 17,2% fast gleichkam.
- Schulleitungspositionen – für die uns keine Bundesdaten vorliegen – wurden im Jahr 2003 im Land NRW an Grundschulen zu 43,2% von Männern besetzt, an Sonderschulen zu 64,7%, an Realschulen zu 69,4%, an Gesamtschulen zu 74,3% und an Gymnasien zu 78,7%.

Innerhalb der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaften gibt es einige erwähnenswerte geschlechterspezifische Differenzen sowie Verschiebungen, die sich an der Studierendenschaft der Sonderpädagogik als 1. Studienfach (sogar für die letzten 20 Jahre) statistisch ablesen lassen.

- Waren 1980/81 unter den Studierenden des „1. Studienfaches Sonderpädagogik“ bundesweit insgesamt 66,1% Frauen, so erhöhte sich deren Anteil bis 1990/91 auf 74,7% und bis 2000/01 sogar auf 81,4%.
- Während aber in einzelnen sonderpädagogischen Bereichen, die dem differenzierten Sonderschulsystem der Bundesrepublik Deutschland entsprechen, in den genannten 20 Jahren – wie zum Beispiel in der Blindenpädagogik mit 76,8%; 77,5%; 75,6% – die Geschlechteranteile etwa gleich blieben, verlagerten sie sich in anderen Bereichen erheblich, so zum Beispiel in der Gehörlosen-/Schwerhörigenpädagogik (69,7%; 79,4%; 87,9%). Aber vor allem in den Bereichen, die in den Sonder-/Förderschulen stark überproportional von Jungen frequentiert werden, gab es folgende Entwicklungen des Frauenanteils im Lehrkörper: in der Verhaltensgestörtenpädagogik von 65,3% über 72,8% auf 77,7% (Erziehungsschwierigenpädagogik getrennt ausgewiesen: 58,0%; 66,4%; 64,5%), in der Lernbehindertenpädagogik von 63,7% über 72,0% auf 76,2%, in der Sprachbehindertenpädagogik von 78,6% über 89,4% auf 88,8%.
- Im Bundesland NRW liegt der Frauenanteil an den Studierenden des „1. Studienfaches Sonderpädagogik“ insgesamt um 10% niedriger als im Bundesdurchschnitt. Er betrug 71,5% im Jahr 2000/01 (bundesweit 81,4%, s.o.), wo er sich auch mindestens seit 1992/93 relativ stabil hält.

- Letztgenannte Datenlage des Bundeslandes NRW spiegelt sich auch in den universitätsinternen Daten der Universität Dortmund in etwa wider. Daraus ist auch zu entnehmen, dass die Studierendenschaften der beiden größten universitären Ausbildungsstätten der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaften der Bundesrepublik Deutschland, Köln und Dortmund, die sich – als einzige – im Land NRW befinden, etwa vergleichbare Geschlechterverhältnisse aufweisen. (Alle Daten entstammen einem unveröffentlichten Manuskript von Inken Tremel, Universität Dortmund 2004.)

Zentrale Forschungsfrage:

Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass es vor allem Jungen sind, die in unseren Bildungseinrichtungen auffällig werden, und der These, dass insbesondere diesen Jungen männliche Vorbilder und Auseinandersetzungspartner fehlen, lautet die zentrale Forschungsfrage des Projektes:

Wie kann – auf der Grundlage der wissenschaftlichen Untersuchung männlicher Motivationen für die Ausübung (akademischer) pädagogischer Berufe – auf den pädagogischen Feldern, die von Frauen überrepräsentiert sind, der Anteil männlicher Pädagogen effektiv erhöht werden?

Empirische Untersuchung:

Im Rahmen des Forschungsprojektes wurden von Sebastian Möller und Inken Tremel 40 qualitative Leitfaden-Interviews mit männlichen Studierenden der Sonderpädagogik/Rehabilitationswissenschaften (Lehramt und Diplom) durchgeführt, um wissenschaftlich zu ermitteln, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Motivationen die genannten Studienrichtungen überhaupt von jungen Männern gewählt werden, und wie – auf bildungspolitischem Wege – der Anteil männlicher Pädagogen in Zukunft möglichst erhöht werden kann. Die Ergebnisse werden zum einen in Fachzeitschriften, zum anderen im Rahmen der Dissertation von Sebastian Möller publiziert.

Flankierend dazu wurden von Ulrike Schildmann 12 Experteninterviews mit Männern und Frauen durchgeführt, die bereits – auf den unterschiedlichsten Feldern, also nicht nur dem der Behindertenhilfe – in der pädagogischen Praxis stehen. Sie dienen dem Zweck, die studentische Perspektive zu ergänzen und zu erweitern. Gezeigt werden soll die Vielfalt persönlicher Hintergründe und Vorstellungen für eine berufliche pädagogische Tätigkeit, auch aus der Retrospektive, um das Bild (oder das Vorurteil) von der „typischen Pädagogin“ und dem „typischen Pädagogen“ ausdifferenzieren bzw. zu korrigieren. Die Ergebnisse sind – in umgearbeiteter Form – in vorliegender Schrift enthalten.

Die von mir durchgeführten Interviews fanden im Laufe des Jahres 2005 statt und basieren auf folgendem Gesprächsleitfaden, der aber nicht jeweils streng abgearbeitet wurde, sondern vielmehr das Gerüst für die mehr oder weniger freien Erzählungen und Reflexionen darstellte:

Gesprächsleitfaden:

Motivationen für pädagogische Berufe, berufliche Werdegänge und Perspektiven

1. Kurzer Lebenslauf
2. Wann entstand der Wunsch, einen (sonder-)pädagogischen Beruf (welchen konkret?) zu ergreifen?
3. Gab es bestimmte (soziale) Ereignisse im persönlichen Umfeld, die den Berufswunsch beeinflussten?
4. Gab es persönliche Vorbilder (Rolle eigener Lehrer/innen u.ä.; Mutter/Vater, andere)?
5. Bei Sonderpädagogik: Spielte Behinderung/Umgang mit behinderten Menschen eine Rolle?
6. Welche anderen Berufswünsche gab es in Kindheit, Jugend, oder sogar heute noch?
7. Wie haben sich die eigenen Berufswünsche entwickelt?
8. Welche Berufswünsche hatten Mutter/Vater für ihr Kind?
9. Zusammenhang von eigener Schullaufbahn und Entscheidung für einen pädagogischen Beruf/ein pädagogisches Studienfach.
10. Welche Erwartungen an das Studium, den Studienort, die Hochschule gab es?
11. Wie wurden sie realisiert? Welche konkreten beruflichen Perspektiven wurden entwickelt?
12. Welches wäre Ihre/Deine berufliche Traumvorstellung?
13. Welchen Zusammenhang sehen Sie/siehst Du zwischen Beruf und Familie?
14. Wie stark ist der gegenseitige Einfluss in Ihrer/Deiner persönlichen Biographie und Lebensplanung?

Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet und anschließend transkribiert, allerdings nicht mit der in der qualitativen Sozialforschung üblichen Absicht, sie einer themenzentrierten oder einer personenorientierten Auswertung zu unterziehen, sondern mit dem Ziel, sie zu freien biographischen Erzählungen und Reflexionen umzuarbeiten. Dabei wurde der Sinn des jeweils Erzählten möglichst vollständig erhalten, während die sprachliche Überarbeitung so erfolgte, dass *die erzählten Geschichten ihren mündlichen Erzählcharakter nicht verlieren*, aber gleichzeitig gut lesbar sein sollen.

Schließlich bedurfte es eines (kürzeren) Diskussionsprozesses darüber, in welcher Reihenfolge die zwölf nun folgenden persönlichen Geschichten präsentiert werden sollten, zum Beispiel in zwei großen Teilen nach Männern und Frauen unterteilt oder nach Berufsgruppen angeordnet? Ich habe mich entschieden, die Geburtsjahrgänge der erzählenden Pädagoginnen und Pädagogen als Reihungsmerkmal zu nehmen, das heißt, die Geschichten sind nun nach dem Alter der Erzählerinnen und Erzähler angeordnet: Die älteste Erzählerin wurde 1947 geboren, der jüngste Erzähler 25 Jahre später, 1972. So erhält diese kleine Sammlung biographischer Erzählungen auch den Charakter eines zeitgeschichtlichen Dokumentes zum Verhältnis zwischen Pädagogik und Gesellschaft.

1. Marlies Blerch, Sozialarbeiterin (FH) und Diplom-Pädagogin

„Mein Traumberuf war eigentlich die Psychologie, aber das hätte ich nie gesagt“

Geboren wurde ich 1947 in einem kleinen Ort in der Nähe von Bremen. Als wir, meine Zwillingsschwester und ich, noch sehr jung waren, haben sich meine Eltern scheiden lassen, und mein Vater, der Alkoholiker war, hat außerdem einmal im Gefängnis gesessen. Und deshalb war es schon ein bisschen unangenehm, in so einem kleinen Nest zu wohnen, wo jeder mit dem Finger auf uns zeigte. Schließlich hatte das auch Einfluss auf unsere Schullaufbahn. Wir kamen damals zuerst in die Grundschule. In dem Ort gab es außerdem noch eine Hauptschule, und es wurde damals eine Realschule eröffnet, aber ein Gymnasium gab es nicht, das gab es nur in Bremen. Es stellte sich natürlich die Frage, welche Kinder auf welche weiterführende Schule kommen sollten. Wir, meine Schwester und ich, wurden als ein bisschen blöd angesehen und bekamen keine Empfehlung für die Realschule oder das Gymnasium, sondern sollten zur Hauptschule gehen. Die Hauptschule war aber sozusagen das Letzte, also aus Hauptschülern wurde nichts, das war uns klar. Aber dann hat sich mein Großvater, pffiffig wie er war – er war Schmied und hatte eine eigene Schmiede – den Konrektor vorgenommen und mit ihm einen Handel gemacht: Wir gingen zum Probehalbjahr in die Realschule und er baute ihm ein Fahrrad; denn der Konrektor hatte nur ein Bein durch eine Kriegsverletzung und brauchte ein Fahrrad, das man mit einem Bein treten konnte. So kamen wir auf die Realschule. Danach sind wir aber bald auch umgezogen nach Osnabrück, wodurch sich neue Konstellationen ergaben.

An dieser Stelle vielleicht noch etwas zu meiner Schwester und mir: Meine Schwester ist nicht behindert, während ich mit drei Monaten Kinderlähmung hatte, Anfang 1948, ziemlich schlimm, ich hatte die Arme und Beine und alles gelähmt. Es ist aber teilweise zurückgegangen, und mit etwa drei Jahren konnte ich stehen und laufen, und meine arme Schwester musste mich überall hin mitnehmen, sie musste mich auf den Schlitten setzen bei kältestem Wetter, musste mich zur Schule ziehen, sie musste mich vorn auf den Roller stellen und zur Schule schieben, und wenn sie nachmittags spielen wollte, musste sie mich mitnehmen, ob sie wollte oder nicht. Wenn ich etwas vergessen hatte – wir wohnten eine Treppe hoch und ich konnte die Treppen schlecht hinauf – musste sie laufen. Sie hat sich natürlich be-

schwert und dann zu hören gekriegt: sei dankbar, dass du laufen kannst. Also wenn ich mir das heute so überlege, dann denke ich, nicht nur behinderte Kinder haben es schwer, sondern auch ihre Geschwister. Meine Schwester ist dann ein Jahr eher als ich nach Osnabrück zur Schule gegangen. Ich musste ein Jahr wiederholen, weil ich oft monatelang im Krankenhaus war, bestimmt insgesamt zwei Jahre. Ich war immer im Annastift in Hannover, wo es alles gab: Kindergarten, Schule, Altenheime, Werkstätten für Behinderte. Ich weiß noch, dass ich einerseits immer Angst hatte, dort bleiben zu müssen; denn ich hätte ja gleich dort eine Ausbildung beginnen können. Dieser Vorschlag wurde mir auch gemacht. Andererseits hatte ich immer große Angst, wieder nach Hause zu kommen, denn wenn du ein halbes Jahr in so einer Einrichtung gelebt hast und dann plötzlich wieder unter freiem Himmel über breite Straßen gehen musst, ist das eine ganz eigene Erfahrung. Das alles erzähle ich nicht, weil ich über das Krankenhaus reden will, sondern über meinen Berufswunsch. Durch diese langen Krankenhausaufenthalte wollte ich immer gerne Krankenschwester werden. Aber wenn man weiß, wie ich laufe, dann ist klar, dass das nicht gerade der Beruf ist, der zu mir passt. Vor der Ausbildung habe ich in Osnabrück noch ein Jahr ein Frauengymnasium besucht, aber das habe ich nicht geschafft, weil der Stadt-Land-Unterschied unter den Schülern riesig war. Ich bin von der Schule abgegangen und sollte einen Beruf erlernen. Die Berufsberatung hat mir bescheinigt, ich sei durchschnittlich intelligent, aber ein helfender Beruf wäre für mich ganz schlecht, weil ich ja selber so viele Probleme hätte, und einstimmig wurde mir dann eine Verwaltungsausbildung empfohlen: Da kann man Beamtin werden und ist versorgt, weil man ja (als behinderte Frau) eh keinen Mann kriegt. Das klingt jetzt klischeehaft, aber es ist wirklich so, dass es alle in dieser Weise gesagt haben. Man liest das auch heute manchmal noch und kann es kaum glauben, aber so war es. Nur ich selbst habe damals gedacht, eines mache ich sicherlich nicht, nämlich in die Verwaltung gehen. Daraufhin habe ich beschlossen, entweder Krankenschwester zu werden oder gar nichts. Im Rückblick glaube ich, dass ich das von meiner Mutter habe: ich bin ungeheuer zäh und habe einen starken Willen, das heißt, wenn ich etwas will, dann kriege ich das hin. Ich habe eine Amtsärztin gefunden, die gemerkt hat, dass ich ein bisschen verbohrte war, und die gesagt hat, lassen wir sie ein Jahr lang in der Frauenklinik auf der Säuglingsstation arbeiten, und wenn sie das geschafft hat nach einem Jahr, dann wird das auf die große Krankenpflegeausbildung angerechnet.

Dann habe ich ein Jahr lang Säuglingspflege gelernt, aber nach diesem Jahr habe ich nur noch 40 Kilo gewogen, hatte das Jahr durchgehalten und eine „Eins“ im Abschlusszeugnis vorzuweisen. Ob das berechtigt war, weiß ich nicht so genau, aber ich habe natürlich, wie das behinderte Menschen oft machen, immer mehr gearbeitet, zum Beispiel, wenn Sonderschicht war, habe ich mich dafür gemeldet, wenn eine Kollegin krank war, habe ich ausgeholfen usw., aber nach dem einen Jahr habe ich eingesehen, das wird wohl nichts mit dem Beruf der Krankenschwester und habe doch eine Verwaltungsausbildung begonnen.

Aber die folgenden drei Jahre waren die schlimmste Zeit in meiner ganzen Ausbildung. Ich hatte eigentlich das Gefühl, das Leben fängt an, ich habe viel Lust und Energie, etwas zu tun, aber diese miefige und bürokratische Verwaltung, die vielen Alten, die da arbeiteten und die vielen Papiere, das leblose Zeug – ich dachte nur, das kann doch nicht mein Leben sein! In der Stadtkasse und im Steueramt und dann im Sozialamt, das war ja schon eine Abwechslung, aber es war nicht das, was ich wollte und mir vorstellen konnte. Meine Schwester ist damals von zu Hause weggegangen, sie hat geheiratet und drei Kinder bekommen, und meine Eltern wollten mich natürlich zu Hause behalten. Das würden sie zwar so nicht zugegeben haben, aber ich weiß ja von mir selbst, wie es war mit unserem Sohn, ihn weggehen zu lassen und noch so weit, ins Ausland, das fällt einem erst einmal schwer. Also meine Eltern haben nie gesagt, „du sollst zu Hause bleiben“, aber sie selbst haben mich zum Beispiel überall hingebbracht: Mit zwanzig Jahren konnte ich noch nicht zur Bank gehen und Geld abholen, ich habe Angst gehabt und mich gefragt, wie macht man das? Sie haben mich mit dem Auto zur Arbeit gebracht und abgeholt, ich konnte nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren, ich wusste ja gar nicht, wie das ging mit dem Bus. Also ich war total unselbstständig, mit 21 Jahren noch. Dann habe ich mit 22 die Verwaltungslehre abgeschlossen und hätte Beamtin werden können. Aber da habe ich mir – fast todesmutig, kann man sagen – gedacht: ich packe meine Sachen. Zu Hause habe ich nichts gesagt, habe meine Sachen eingepackt und gedacht, ich gehe, sonst ist das mein Lebensende! Ich hatte das Gefühl: wenn ich nicht gehe, kommt nichts mehr. So bin nach Berlin gefahren und habe dann nach zwei, drei Wochen meinen Eltern Bescheid gesagt, ich käme nicht wieder zurück. Sie hatten geglaubt, ich sei nur zu Besuch gefahren; denn meine Schwester war bereits in Berlin, aber ich hatte mir dort schon eine Stelle besorgt. Ich hatte alles geplant: Ende De-

zember schlieÙe ich die Lehre ab, und Anfang Januar fange ich in Berlin an zu arbeiten. Und meinen Eltern habe ich gesagt, zu Weihnachten, Silvester fahre ich zu meiner Schwester. Das war den Eltern gegenüber schon gemein, aber ich bereue es nicht; denn ich hätte es nicht anders machen können. Ich hätte es nicht geschafft, mit meinen Eltern zu diskutieren, weil ich Angst hatte, dass sie mit ihrer Angst mich zurückhalten würden. Und so habe ich gar nicht lange nachgedacht, und das war das einzig Richtige; denn ich hatte von da an immer das Gefühl, dass mein Leben endlich anfang und ich endlich frei atmen konnte. Ja, und dann habe ich eine Lungenerkrankung bekommen – interessant, wie sich doch diese Enge auch körperlich auswirkt. Diese Krankheit ist nach einer Behandlung vorbeigegangen. Von da an ist es auch mit der Behinderung immer besser geworden, auch dann in Berlin, und selbst wenn es jetzt durch die altersbedingte Abnutzung wieder schlechter wird, habe ich subjektiv das Gefühl, es wird besser. Das ist wohl vor allem eine Frage des allgemeinen Lebensgefühls.

In Berlin hatte ich zuerst eine Verwaltungsstelle im Landesversorgungsamt, aber ich bin nur drei Wochen dorthin arbeiten gegangen, dann bin ich hingefallen und habe mir einen Fuß gebrochen und habe dann gekündigt; denn parallel dazu hatte ich mich an der Evangelischen Fachhochschule beworben und im Nachrückverfahren einen Studienplatz bekommen. Mein heimlicher Traum war damals immer, noch das Abitur zu machen; denn es war doch eine große Kränkung, dass früher jemand zu mir gesagt hatte, ich sei zu blöd. Das ist wie ein Stachel, das lässt dich nicht los. Du entwickelst das Gefühl, dein Wert hängt vom Abitur ab. Aber in unserer Familie hatte keiner das Abitur, unsere Eltern hatten nicht einmal eine abgeschlossene Ausbildung. Meine Schwester ist Medizinisch-Technische Assistentin geworden, und ich selbst hätte es toll gefunden, doch das Abitur noch zu schaffen. Aber ich hab's nicht versucht, weil ich in einigen Fächern zu scheitern fürchtete. Glücklicherweise gab es damals ja noch die Möglichkeit, über den Zweiten Bildungsweg an die Hochschule zu kommen.

Ich muss ehrlich sagen, ich wollte nicht unbedingt zur Fachhochschule für Sozialarbeit gehen, sondern habe mich auch an der Fachhochschule für Bibliothekswesen beworben, das hätte ich genauso gerne studiert. Es war kein zielgerichteter Weg für mich, nun unbedingt Sozialarbeiterin zu werden, und ich habe es letztlich dem Zufall überlassen: was klappt, das nehme ich. Ja, dann habe ich die Fachhochschule besucht und nach drei Jahren

mein Berufspraktikum angeschlossen. Ich habe auch nebenbei gearbeitet und wollte unbedingt praktische Erfahrungen sammeln. Ich habe verschiedene Bereiche kennen gelernt und wusste am Schluss genau, was ich nicht wollte. Aber was ich wollte, wusste ich noch nicht so gut. Damals hätte ich noch nicht zugegeben, was meine Traumvorstellung war; das verrät man ja aus Angst, vielleicht als größenwahnsinnig zu gelten, lieber nicht. In meiner heutigen Beratungsarbeit sage ich manchmal zu den Schülern, wenn sie ganz ratlos sind und ich ahne, dass ihnen die Eltern den Berufswunsch in den Mund gelegt haben: „Schließ die Augen und stell dir vor, was dein Traumjob wäre, wo Du in sechs Jahren sein möchtest“. Dann sagen sie plötzlich etwas ganz anderes als sie vorher geäußert haben. Ja, und mein eigener Traumberuf war immer die Psychologie, aber das hätte ich nie gesagt, ich hatte Angst, die anderen machen sich lustig über mich, „das kannst du nicht, ist ja viel zu schwer mit der ganzen Empirie und Statistik“. Ich bin wirklich unfähig in Mathematik, das muss ich schon sagen. Mein Mann ist Mathematiker und hat sich große Mühe mit mir gegeben, aber ich habe es nicht geschafft, es ging einfach nicht. Trotzdem: das war mein ganz geheimer Wunsch.

Aber dann habe ich Erwachsenenbildung mit Nebenfach Psychologie studiert, an der Freien Universität (FU), von 1974 bis 1978/79. 1970 war ich nach Berlin gekommen, bin drei Jahre an der Fachhochschule gewesen, mit Berufspraktikum vier Jahre, und 1974 habe ich an der Uni angefangen. Es wurden zwar keine Leistungen des Fachhochschulstudiums angerechnet, aber das war mir auch nicht wichtig, ich fand das so toll, an der FU zu studieren. Es war eine neue Welt, die sich mir plötzlich erschloss, und deshalb hat für mich Bildung einen hohen Wert, und dass man daran teilhaben kann, das war für mich nicht selbstverständlich, darauf war ich doch auch stolz. Zwischenzeitlich habe ich das Studium unterbrochen, um nach meiner Heirat 1975 mit meinem Mann zusammen nach Algerien zu gehen und dort zu arbeiten. Ich hatte vorher das Vordiplom bestanden und habe an der dortigen Universität für Deutschlehrerstudenten Deutsch unterrichtet, und mein Mann hatte eine Stelle als Mathematiker. Von 1975 (er) bzw. 1976 (ich) bis 1977 waren wir dort.

Ich habe zu der Zeit immer gedacht: „Wenn ich mit dem Studium der Erwachsenenbildung fertig bin, möchte ich an einer Volkshochschule arbeiten und dort Kurse anbieten“. Das hätte ich ganz toll gefunden. Übrigens habe

ich mich bis dahin, bis zum Ende meines Studiums und auch auf ersten Stellen, nie mit dem Thema Behinderung beschäftigt. Ich hatte auch überhaupt nicht den Wunsch danach, weder als Sozialarbeiterin noch in der Bildungsarbeit, mit behinderten Menschen zu arbeiten. Ich habe mir oft überlegt, warum ich das so abgelehnt habe? Aber wenn du diese Vorurteile und diese gesellschaftliche Ablehnung so sehr verinnerlichst hast und damit umzugehen gelernt hast, dann hast du das Thema so verdrängt, und wieso solltest du dann gerade mit den Leuten, die gesellschaftlich genauso abgelehnt werden wie du selbst, etwas zu tun haben wollen? Und wieso solltest du dann mit behinderten Menschen arbeiten wollen? Das haben damals viele Menschen an mir nicht verstanden. Aber ich selbst kann mir das gut erklären, ich finde das nachvollziehbar. Während meines Studiums war ich in der Volkshochschule Praktikantin, danach in einer Jugendbildungsstätte und bei der Gewerkschaft, und meine Diplomarbeit habe ich über „den Beitrag des Bildungswesens zur Überwindung der Unterentwicklung in Algerien“ geschrieben. Ich habe natürlich auch angefangen, mich politisch zu organisieren und zu engagieren und habe selbst Seminare angeboten. Aber ich habe mich nie so zufrieden gefühlt wie später, also bei dem, was ich jetzt mache. Als ich damals einmal von dem Programmverantwortlichen das Angebot bekam, ein Seminar für die Mitarbeiter einer Behindertenwerkstatt durchzuführen, habe ich gedacht, was will er von mir, warum fragt er denn mich? Ich habe ihn gefragt: „Wie kommen Sie gerade auf mich?“ und habe einfach abgelehnt. Ich habe instinktiv gespürt: du sollst jetzt mit den behinderten Menschen zusammen arbeiten, weil die anderen das nicht wollen, sie trauen sich nicht, und habe spontan, ohne zu überlegen gesagt: nee, das mache ich nicht. Später hat mich einmal eine Kollegin gefragt. „Willst du nicht einen Volkshochschulkurs für behinderte Frauen geben?“ Und ich habe mich wieder gefragt, wieso fragt sie mich? Ich weiß heute gar nicht, wie man so perfekt, wie ich das getan habe, verdrängen kann? Aber auch alle Kollegen haben mit mir nie über das Thema Behinderung geredet, das war nie ein Punkt zwischen uns. Wir haben also das Spiel auf beiden Seiten perfekt gespielt, und ich habe mich dabei sehr überfordert. Trotzdem, bei dem Angebot für den Kurs mit den behinderten Frauen habe ich ja gesagt. Aber im Kopf hatte ich dabei bloß: ich möchte eine bessere Stelle haben. Meine Stelle in der Jugendbildungsstätte war schlecht bezahlt – mit einem Erziehergehalt – und außerdem ganztags. Und ich wollte schon ein bisschen mehr verdienen und auch selbstständiger

arbeiten. Da habe ich dann gesagt: „Den Kurs übernehme ich“. Ich habe es mit dem Hintergedanken gesagt, ich brauche Zeugnisse, Erfahrungen usw., ich brauche etwas, was ich nachweisen kann für meine Bewerbung als Diplom-Pädagogin. Aber die Verdrängung des Themas Behinderung funktionierte noch perfekt. Ja, und dann habe ich den Volkshochschulkurs mit den behinderten Frauen durchgeführt und habe viel von diesen Frauen gehört und gelernt. Das war etwa 1982, also nach dem Internationalen Jahr der Behinderten (1981), von dem ich nichts mitgekriegt hatte, das war einfach an mir vorbeigegangen.

Zu dem Zeitpunkt wollte ich unbedingt eine andere Stelle haben und eigentlich auch gern ein Kind. Aber ich hatte mich 1975 sterilisieren lassen, weil ich wusste, dass ich keine eigenen Kinder haben wollte, mein Mann übrigens auch nicht, wir wollten es beide nicht. Für uns war das Arbeiten wichtig. Wenn du so erzogen bist, dass ein eigenes Kind für dich sowieso nicht in Frage kommt, dann übernimmst du diese Haltung. Ich bereue meine Entscheidung auch nicht, aber wir haben dann ein Kind adoptiert. Ich hatte nicht den dringenden Wunsch nach einem eigenen Kind. Aber als wir länger verheiratet und beide beruflich gut gestellt waren, dachten wir doch, dass irgendwie etwas fehlte. Ich wollte aber auf jeden Fall weiter berufstätig sein, allerdings halbtags. Dann habe ich die Leiterin der Beratungsstelle für behinderte Studierende im Studentenwerk kennen gelernt, die mich gern einstellen wollte, und dort habe ich eben eine halbe Stelle bekommen, nun endgültig als Diplom-Pädagogin. Ich hatte aber immer noch nicht das Gefühl, dass mich diese Tätigkeit persönlich verändern könnte, dass ich mich in Frage stellen oder meine Haltung gegenüber Behinderung ändern würde. Ich hatte die bessere Bezahlung im Kopf, die Halbtagsstelle, die guten Arbeitsbedingungen, und Beratung, das war mir schon lange klar, war das, was mir gefallen würde. Dann habe ich dort angefangen, und parallel dazu haben wir einen Adoptionsantrag gestellt. Diese Arbeitsstelle hat mein Leben verändert: Kurz nach der Probezeit ging es mir plötzlich psychisch ganz schlecht. Und langsam wurde mir klar, welche Anstrengung es die Jahre zuvor gewesen sein musste, das Thema Behinderung zu verdrängen und über Leistung zu kompensieren. Ich habe dann eine Therapie begonnen, aber auch dort habe ich über die Behinderung wenig geredet, ganz wenig. Ich habe aber sehr viel darüber gelesen.

Jetzt bin ich seit zwanzig Jahren in der Beratungsstelle, und diese Arbeit ist im Grunde genau das, was ich mit großer Überzeugung und Begeisterung mache und machen wollte. Victor Frankl¹ sagt, dass dir deine innere Stimme den richtigen Weg zeigt, du musst – in Kürze gesagt – allerdings auf sie hören. Wenn du spürst, dass es das ist, was du willst, dann hast du kein Problem damit, Mühe, Zeit und Energie zu investieren. Es macht dir einfach Freude. Ich habe immer viel und gern gearbeitet, habe Tagungen veranstaltet², die mir Spaß gemacht haben, ich erarbeite die Tagungsthemen auch für mich, selbst wenn ich sie für andere Menschen anbiete. Es ist schon ein wirkliches Glück, so eine Arbeit zu haben, die mit deinen persönlichen Interessen und deinem eigenen Leben zu tun hat, das ist wunderbar, finde ich. Deshalb ist es mir auch schwer gefallen, keine Arbeit mit nach Hause zu nehmen, als unser Sohn – er war damals fünf, als wir ihn adoptiert haben – noch kleiner war. Und es fällt mir schwer mit anzusehen, wie andere Kolleginnen die Arbeit als Job begreifen. Von ihnen kommen wenige neue Ideen und Initiativen. Sie sind korrekt, zuverlässig, machen ihre Arbeit auch gut, keine Frage, aber darin liegt eben ein Unterschied. Ja, zwanzig Jahre arbeite ich jetzt in der Beratungsstelle für behinderte Studierende des Studentenerwerks, immer mit Tagungen und anderen Aktivitäten nebenbei.

Als unser Sohn 12 oder 13 Jahre alt war, brauchte ich nicht mehr so viel zu Hause zu sein und wollte noch mehr lernen und andere Dinge ausprobieren. Zuerst bin ich auf die Hospizarbeit gestoßen; ich lag gerade im Krankenhaus und hatte eine Kniescheibe gebrochen, als ich in der Zeitung ein neues Kursangebot für Hospizarbeit fand. Ich habe mich angemeldet für die eineinhalbjährige Hospizausbildung. Weil mich das Thema Sterben früher sehr geschreckt hat, wollte ich mich speziell damit auseinandersetzen. Dann habe ich mich aber auch für die Telefonseelsorge interessiert und auch die Ausbildung bei der Telefonseelsorge begonnen. Und später habe ich zufällig ein Ausbildungsangebot für Logotherapie gefunden, als ich eine für mich adäquate Zusatzausbildung suchte, aber welche? Psychoanalyse

¹ Vgl. exemplarisch: Viktor E. Frankl: Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. München (Piper) 1986; Ders.: Ärztliche Seelsorge. Frankfurt a.M. (Fischer Tb) 2001.

² Vgl. Interessengemeinschaft behinderter und nichtbehinderter Studenten in Berlin (Hrsg.): Behinderte Sprache. Berlin (o.V.) 1989; Dies. (Hrsg.): Behinderung und kreatives Schreiben. Berlin 1998; Dies. (Hrsg.): Behinderte Studierende in anderen Ländern: USA (Berlin 1988); DDR (Berlin 1990); Europa (Berlin 1996).

sollte es nicht sein, Verhaltenstherapie wäre gut gewesen, aber schwierig, als Pädagogin einen Platz zu bekommen. Dann also stieß ich auf die Logotherapie, von der ich noch nie gehört hatte, und habe mich dafür angemeldet. Ich war sofort fasziniert, was Viktor Frankl (s. o.) über Behinderung und über behinderte Menschen sagt, dass nämlich das, was die Person im Innersten ausmacht, nicht erkranken kann und nicht behindert sein kann, und wie er diese Haltung in seiner Beratung und in seinen Büchern tatsächlich durchgehalten hat. Diese Ausbildung dauerte vier Jahre plus ein Jahr Supervision. Damit habe ich nun zwei verschiedene berufliche Standbeine, das Studentenwerk und eben meine freiberufliche Beratungspraxis, die ich in den nächsten Jahren ausbauen möchte, auch wenn die Bedingungen nicht ganz einfach sind, manchmal sogar mühsam. Aber diese Arbeit kann ich mir auch für den so genannten Ruhestand noch vorstellen.

Nun bin ich also doch bei meinem Traumberuf Psychologie angekommen. Aber als Kind hatte ich auch noch einen zweiten Traumberuf, und zwar Lehrer! Lehrerin wollte ich werden. Ich habe mir immer vorgestellt, dass das schön wäre. Ich war als Kind ein bisschen besserwisserisch, etwas altklug, ich war ja nur mit Erwachsenen zusammen, mit Großeltern und so weiter. Und Lehrerin zu werden, damit verband ich die Vorstellung, viel wissen zu müssen und mit Menschen zu tun zu haben, die weniger wissen als ich und denen ich etwas beibringen würde. Und mit dem Beruf der Lehrerin verband ich als Kind außerdem die Vorstellung: dann bin ich oben angekommen; denn Schüler sind alle kleiner und dümmer als Lehrer. Der Beruf der Psychologin dagegen interessierte mich wegen der spannenden Lebensläufe der Menschen, mit denen Psychologen konfrontiert werden. Biographien anderer Menschen interessieren mich heute noch sehr. Aber früher steckte dahinter auch mein Wunsch, mich selber nicht zeigen zu müssen und trotzdem an der Vielfalt des Lebens teilhaben zu können.

Als Kind habe ich mir aber auch vorgestellt zu heiraten und selbst Kinder zu bekommen, fünf Kinder mindestens. Natürlich habe ich das aber nie in meinem Leben laut gesagt. Mir war so klar, wenn ich das gesagt hätte, dass die anderen mich (wegen meiner Behinderung) ausgelacht hätten. Als Kind wäre ich auch gern Mutter – SOS-Kinderdorf-Mutter – für ganz viele Kinder gewesen, die bei mir zu Hause gewesen wären und die ich hätte behüten können. Und so ist es ja schließlich mit meiner Beratungsarbeit auch gekommen: Ich bin an einem festen Ort und die Leute kommen zu mir. Und

durch meine langjährige Beratungstätigkeit habe ich inzwischen zu meinem eigenen Sohn noch viele „Ersatzkinder“ bekommen.

Alles in allem kann ich heute sagen, ich schaue zurück und denke mir: Obwohl es manchmal schwer war, war es ein erfülltes Leben. Ich bereue nichts, auch wenn ich manches nicht wieder tun würde. Schließlich glaube ich, mein Glück besteht darin, dass ich das, was in meinem Leben schwer war, bewältigt habe.

2. Klaus Ellersiek, Gymnasiallehrer

„Ich bin mit Leib und Seele Lehrer und würde es genauso noch einmal machen“

Ich wurde 1950 in Gelsenkirchen geboren und habe die ersten Monate im Ruhrgebiet gelebt. Aber durch die elterlichen Bedingungen – Vater aus Bielefeld, Mutter aus Gelsenkirchen – bin ich schon nach einem halben Jahr nach Bielefeld gekommen und damit eigentlich ein Ostwestfale. Fünf Jahre bin ich in die Grundschule – oder Volksschule hieß das ja damals – gegangen und war ein guter bis sehr guter Schüler. Meine Eltern kommen beide aus dem Arbeitermilieu, meine Mutter war Plätterin, mein Vater Dreher, also aus so genannten „einfachen“ Verhältnissen, finanziell eng gestellt, auch nichts in der Hinterhand durch die Großeltern. Da war die Situation eben so, dass sie mir nach der vierten Klasse nicht zutrauten, zu einer weiterführenden Schule zu gehen. Nach der fünften Klasse wurde das auch nur auf den Rat der Klassenlehrerin hin möglich, aber natürlich nicht zum Gymnasium, sondern lieber zur Realschule, das war so die typische Einschätzung. Dann war ich sechs Jahre auf der Realschule, und die Entwicklung zeigte, dass schulisch alles gut lief; denn ich bekam drei oder vier Jahre hintereinander das beste Zeugnis der Schule, und wir bekamen dafür einen Geldpreis. Prämien, die damals gezahlt wurden und für die Eltern ein schönes Zubrot waren. Und dann war es für sie klar, dass ich mit 16 Jahren selbst entscheiden konnte, ob ich weiter zur Schule gehen wollte. Wobei mein Vater immer noch mehr von der Praxis ausging und empfahl, zur Polizei o. ä. zu gehen, also etwas „Handfestes“ zu erlernen. Meine Mutter hat ihn letztendlich beeinflusst, mich doch weiter zur Schule gehen zu lassen. So kam ich nach der Realschule aufs Aufbaugymnasium, nochmals mit dreijähriger regulärer Schulzeit bis zum Abitur.

Im Grunde genommen ist auf der Realschule mein Wunsch entstanden, in den Lehrerberuf zu gehen; denn ich war durch zwei Lehrer geprägt worden. Einmal durch meinen Klassenlehrer, den wir an der Realschule in den letzten Jahren hatten, der ganz selten aus der Haut fuhr, aber trotzdem die Zügel immer fest im Griff hatte und auf mich in einer Art wirkte, die ich bewunderte. Schon damals entstand ganz allgemein der Wunsch: Lehrer werden wäre was für dich. Während der letzten Schulklassen gab es dann für mich – ich war immer ein sehr intensiver Fußballer, habe viel trainiert – die Möglichkeit, bei Arminia Bielefeld fußballerisch gefördert zu werden. Dazu

hat allerdings mein Vater gesagt: „Das kommt nicht in Frage, du machst erst dein Abitur“. Und direkt nach dem Abitur musste ich zur Bundeswehr, kam auch noch in eine Kampfkompanie, war also wenig zu Hause, und damit war die mögliche Fußballkarriere vorbei. Im Nachhinein bin ich dankbar dafür; denn auf Dauer hätte mich allein der Schwerpunkt Fußball nicht gereizt. Meine Eltern haben mich, wie gesagt, in die andere Richtung gelenkt, also nicht zum Profisport. Da ich aber doch etwas mit Sport zu tun haben wollte, habe ich zuerst überlegt, mit Ziel Diplom-Sportlehrer an der Sporthochschule in Köln zu studieren. Aber das wäre für das Lehramt an Schulen, mit nur einem Unterrichtsfach, doch ein gewisses Risiko gewesen.

1969 habe ich das Abitur gemacht, 12 Tage später musste ich zur Bundeswehr bis Ende 1970. Die Bundeswehr war für mich die falsche Entscheidung. Wenn ich heute wählen könnte, würde ich Zivildienst leisten. Damals war ich wahrscheinlich zu unsicher, dieses ganze Verfahren mit Gewissensprüfung und so weiter zu durchlaufen. Dann habe ich mich an der Universität Bielefeld eingeschrieben, das war im Wintersemester 1970/71, mit dem Fach Mathematik. Eigentlich war aber zu der Zeit mein Ziel, Grund- und Hauptschullehrer zu werden, was dann zum Wechsel an die Pädagogische Hochschule (PH) führte, mit Sport als erstem Fach, dem so genannten Wahlfach, und den so genannten Stufenschwerpunktfächern Mathematik und Physik. Die Entscheidung dafür, kann ich heute sagen, resultierte eigentlich aus den Schulnoten. Sport, klar, das war mein Hobby, mein Interesse und meine Leidenschaft, verbunden mit einem gewissen Talent. Mathematik war in der Schule in all den Jahren mit mein stärkstes Fach gewesen. Deutsch hätte es ebenfalls sein können, vor allem auch deshalb, weil unser Deutschlehrer am Aufbaugymnasium für mich als Lehrer ein Vorbild darin war, wie er seinen Unterricht aufbaute und uns Heranwachsende zu motivieren wusste. In der Schule unterrichtete ich heute Mathematik und Sport. So bin ich also an die PH gekommen. Von Bielefeld weg gehen konnte ich zu dem Zeitpunkt nicht; denn meine Eltern waren beide sehr kränklich, und ich fühlte mich als Einzelkind für ihre Betreuung verantwortlich. Deshalb bin ich in Bielefeld geblieben und habe hier relativ früh auch eine feste Freundin gehabt.

Durch die Erfahrungen in den schulpraktischen Studien – vor allem vom fachlichen Anspruchsniveau her, das in der Hauptschule zu vermitteln war – bekam ich dann aber den Eindruck, doch noch etwas Anderes machen zu

wollen. Ich habe mich deshalb an der Universität Münster eingeschrieben, zusammen mit einem Freund, den ich von Schulzeiten und von der PH her kannte, und mit noch einem weiteren Studienfreund. Wir haben eine Fahrgemeinschaft gebildet und sind jeden Tag nach Münster gefahren. Alle drei hatten wir jedoch in Bielefeld unsere Schwerpunkte, den Sportverein und auch unsere Partnerschaften betreffend. Aber diese zweieinhalb Jahre in Münster, die dann noch folgten, waren nicht das, was ich mir als Studenzeit vorstelle. Das würde ich heute nicht wieder so machen. Der Kontakt zum Studienort war durch das tägliche Pendeln von Bielefeld nach Münster im eigentlichen Sinne nicht gegeben. Dagegen hat unsere notwendigerweise intensive Gruppenarbeit die Ausbildung wirklich positiv beeinflusst. Wir haben die Prüfungen in Münster abgelegt, und auf diesem Wege bin ich also Gymnasiallehrer geworden.

Während des Studiums hatte ich an dem Gymnasium, an dem ich heute noch unterrichte, bereits einen Unterrichtsauftrag mit elf Stunden Sport; denn Sportlehrer wurden damals gesucht. Das war von 1975 bis 1977. Und dadurch habe ich auch den Kontakt zu dem Kollegium behalten, als ich später als Referendar nach Bielefeld kam. Es war im Grunde genommen ein enger Weg, vor allem durch die Elternbetreuung bedingt. Und nur dadurch konnte ich auch mein Referendariat in Bielefeld – statt in Bocholt, dem eigentlichen Zuweisungsort – machen.

Danach bin ich an meine alte (konfessionelle) Schule (Aufbaugymnasium Bethel) gegangen und wurde dort 1979/80 Lehrer zur Anstellung (z. A.). Ich habe anschließend (1980) die Chance bekommen, an das öffentliche (staatliche) Gymnasium zurückzukehren, das ich durch das Referendariat schon gut kannte und an dem ich heute noch tätig bin. Und ich muss sagen, ich habe es eigentlich nie bereut – bis auf die letzten fünf Jahre. Das hängt mit Veränderungen in der Schulleitung und mit dem zunehmenden Bürokratismus zusammen, die sich nach meinem Empfinden deutlich negativ auf das vorher gute Schulklima auswirken. Wäre ich fünf Jahre jünger, würde ich mich nochmals weg bewerben, weil es andere Schulen gibt, an denen mein Schwerpunktfach Sport und der Sportunterricht überhaupt andere Strukturen haben und auch eine positivere Resonanz und Akzeptanz bekommen, also einen anderen Stellenwert besitzen.

Soweit zu meinem Lebenslauf und zu meinem beruflichen Werdegang als Lehrer. Mein zweites Standbein ist immer noch und immer wieder die Ver-

einstätigkeit. Früher war es für mich der Fußball als Spieler und Spielertrainer. Meine aktive Phase habe ich 1980, also nach der z. A.-Zeit, als ich nunmehr eine volle Stelle in der Schule bewältigen musste und außerdem unser erstes Kind zur Welt kam, beendet. Meine Frau spielte damals Volleyball, und so bin ich ebenfalls zum Volleyball gekommen, einige Jahre als Spieler und viele Jahre als Trainer unterschiedlicher Mannschaften. In der Volleyballabteilung bin ich heute als stellvertretender Abteilungsleiter und Übungsleiter wesentlich für die Jugendarbeit tätig. Ich stelle auf diese Weise auch die Verbindung zwischen Schule und Verein her, vor allem durch Talentsichtung und Talentförderung.

Im schulischen Bereich bin ich seit 1996 Fachberater für Sport (heute: Berater im Schulsport) bei der Bezirksregierung Detmold. In diesem Zusammenhang bin ich von meinem ehemaligen Fachleiter in Sport angesprochen worden, ob ich nicht Interesse hätte, bei der Bezirksregierung die Funktion eines Fachberaters zu übernehmen. Diese Fachberater gibt es in allen Fächern. Sie haben die Aufgabe, als Bindeglied zwischen Bezirksregierung und Schulen zu fungieren, Lehrerfortbildungen zu leiten oder zu organisieren, Richtlinien, Lehrpläne zu implementieren und ähnliches. Im Sport hat das meinen fachlichen Horizont enorm erweitert. Man ist an der Quelle, bekommt aktuelle Tendenzen auch von der Universität mit, was sich dort entwickelt, trifft die Fachleute bei Tagungen und vermittelt neue Erkenntnisse in den Schulalltag hinein. Auf diese Fachberatertätigkeit möchte ich nicht verzichten. Das wäre übrigens auch schlecht für die Ausbildung der Referendare, die davon profitiert und an der ich seit 1997 als Fachleiter für Sport aktiv mitwirke, zunächst in Detmold, dann in Detmold und Bielefeld und nunmehr in Bielefeld. In der Schule habe ich zur Zeit nur eine Sportklasse, außerdem durch eine Krankheitsvertretung eine Mathematikklasse und schließlich eine Volleyball-AG. Das heißt, acht Stunden bin ich wöchentlich in der Schule. Mein Schwerpunkt ist zur Zeit eindeutig die Seminarbildung der Sportreferendare.

Wenn ich jetzt überlege, ob ich früher auch noch andere Berufswünsche hatte, dann wäre für mich auch die Polizeiausbildung interessant gewesen. Aber wieder mit dem Hintergedanken, dass die polizeiliche Ausbildung auch etwas mit Sportausbildung zu tun hat. Dagegen hatte ich zum Beispiel im handwerklichen Bereich kaum spezielle Interessen. Und unter manch anderen Berufsperspektiven – vor allem in akademischer Richtung – konnte

ich mir als Schüler nur sehr wenig vorstellen; alle Verwandten kamen aus der arbeitenden Bevölkerung. Ich bin überhaupt der Erste, der im akademischen Bereich tätig wurde. Und einen auswärtigen Studienplatz, vielleicht in einer der bekannteren Universitätsstädte, hätten mir meine Eltern gar nicht finanzieren können.

Wenn ich meinen Werdegang Revue passieren lasse, habe ich nicht das Gefühl, dass ich etwas vermissem; aber ich könnte mir vorstellen, dass andere Berufsrichtungen auch durchaus interessant gewesen wären. Mein Weg war sicherlich durch die familiären Bande und eben auch durch eine frühe feste Freundschaft geprägt. Wir haben 1973 geheiratet, weil wir zusammenziehen wollten, wollten aber nicht sofort Kinder haben, und haben das erste Kind 1980 bekommen. Unser zweites Mädchen wurde 1985 geboren. Meine Frau hat ihre Arbeit von Anfang an auf eine halbe Stelle reduziert, aber sie wollte nie ganz aus dem Beruf heraus, und außerdem mochte sie verständlicherweise auch nicht auf ihren Sport verzichten. Und diese Möglichkeit haben wir gehabt, weil die Großeltern da waren. Das ist auch ein Grund, warum wir in deren Nähe geblieben sind. Ich selber habe nie in Erwägung gezogen, meine Stelle wegen der Kindererziehung aufzugeben oder zu reduzieren; denn ich verdiente doch um einiges mehr Geld als meine Frau. Was aber die Erziehung unserer Töchter betraf, da hatte ich nie den Eindruck, dass ich wenig Anteil an der Entwicklung unserer Kinder gehabt hätte. Mit ihnen haben wir, glaube ich, eine ganze Menge unternommen und konnten uns beide um die Erziehung kümmern. Ich hatte genügend Zeit, um die Kinderentwicklungen mitzuerleben und zu gestalten. Meine Frau hat mir den schulischen Bereich, also den schulischen Weg der Kinder, weitgehend überlassen. Zu den Gesprächen mit Lehrern, Elternsprechtagen u. ä. bin meistens ich gegangen und habe den Werdegang unserer Kinder mitverfolgt.

Ich meine, der Beruf als Lehrer ist flexibler zu handhaben als andere Berufe. Zwar setzt der Stundenplan voraus, wann ich in der Schule bin, und dort habe ich natürlich auch noch andere Aufgaben als den Unterricht, ob das nun Konferenzen sind, Springstunden, Vertretungsstunden und so weiter, aber die relative Flexibilität ist ein großer Vorteil des Lehrerdaseins. Denn ich habe die Möglichkeit zu sagen, ich komme um 16 Uhr vom Oberstufenunterricht nach Hause, und ich kann mich um 17 Uhr noch zum Tennis verabreden und sitze eben abends und bereite den Unterricht nach bzw. vor

oder ich korrigiere. Das sieht natürlich von außen keiner, aber das muss kein Nachteil sein, auch wenn ein solches Lehrerbild für die Öffentlichkeit häufig negativ wirkt. Es ist kein Beruf, bei dem man ab 17 Uhr „den Hammer aus der Hand legen“ und gedanklich abschalten kann. Das ist übrigens ein Punkt, der in meinem gesamten Lehrerleben eine große Rolle gespielt und durchaus auch Stress bewirkt hat. Manchmal hätte ich mir gewünscht, ich könnte an irgendeiner Stelle ab einer bestimmten Uhrzeit einfach loslassen. Aber auch wenn ich dann vielleicht zum Sport gehe, dies und das erledige, es bleibt im Hinterkopf: da liegt noch eine Korrektur, da ist noch eine Vorbereitung für morgen zu erledigen, über die man nachdenken, mit der man fertig werden und für die man schließlich auch seine Zeit einteilen können muss. Das ist die Kunst.

Abschließend komme ich zum Thema einer möglichen „berufliche Traumvorstellung“: Also ich bin mit Leib und Seele Lehrer und würde es genauso noch einmal machen. Wie gesagt, mit Ausnahme der Fächerwahl vielleicht, da würde ich heute beispielsweise Deutsch statt Mathematik wählen. In der Mathematik klebt man doch sehr am vorgegebenen Inhaltskatalog. Ansonsten habe ich, glaube ich, meinen Berufswunsch, der sich im Laufe meines Lebens ergeben hat, auch verwirklichen können. Ich habe nie das Gefühl gehabt, in einem anderen Berufszweig arbeiten zu wollen. Das merke ich auch, wenn ich die Berufe in meinem Freundeskreis durchgehe, in dem sowohl Lehrer als auch ganz andere Berufsrichtungen vertreten sind. Für mich war außerdem klar, die Fachleitung in Sport interessiert mich. Auf diesem Gebiet liegen die Fragen, die mich interessieren: Was kann man in der Praxis verändern, und wie kann man auch neuere theoretische Diskussionen, Erkenntnisse und Tendenzen aufgreifen? Aber ebenso, wie ich kein Bürokrat sein will, bin ich auch nicht nur Theoretiker, sondern in meinen Arbeitsbereichen nahe an der Praxis orientiert. Natürlich: die Verbindung zwischen Praxis und Theorie muss da sein. Neue Erkenntnisse kriegt man als Fachberater mit, aufgrund der Weiterbildung, die man hat. Das interessiert einen auch als Fachleiter, weil man diese neuen Tendenzen im Ausbildungsseminar nutzen kann und dabei selbst auf dem neuesten Stand sein möchte. Das heißt also, den notwendigen fachlichen Horizont habe ich durch den für mich glücklichen Umstand der Fachberaterarbeit im Fach Sport erworben. Ich könnte mittlerweile auf mein zweites Unterrichtsfach gern verzichten und würde stattdessen lieber den Schwerpunkt Sportunter-

richt mit seinen gesamten Facetten voll ausschöpfen. Dennoch unterrichte ich das Fach Mathematik immer noch sehr gern.

Meine grundsätzliche Entscheidung, das Lehramt am Gymnasium als Arbeitsfeld zu wählen, war für mich, auch vom intellektuellen Anspruch her, auf jeden Fall die richtige. Ganz deutlich geworden ist mir das in so manchen Gesprächen mit ehemaligen Studienkollegen von der Pädagogischen Hochschule, zu denen ich noch Kontakt habe und die zum Teil im Hauptschulbereich darüber stöhnen, dass sie eher Sozialpädagogen und Sozialtherapeuten sind als Experten für ihre Unterrichtsfächer. Aber gerade Letzteres möchte ich ja sein:

Pädagoge mit spezifischen Fachrichtungen, ohne aber zum „Fachidioten“ zu verkommen.

3. Ulla Ottofüllung-Afriyie, Grundschullehrerin

„Der Berufswunsch Lehrerin hat mich von Kindheit an begleitet“

Ich wurde 1951 geboren, habe keinen Kindergarten besucht, hatte zu der Zeit noch keine Geschwister, und es hat mich manchmal ein bisschen traurig gemacht, wenn ich beim Spielen draußen von anderen Kindern hörte, was sie im Kindergarten gemacht hatten. Von sechs bis zehn Jahren bin ich dann in die Grundschule in Steinhagen gegangen, danach in die Realschule in Bielefeld, von 1961 bis 1966 (einschließlich eines Kurzschuljahres). Dann bin ich zum Aufbaugymnasium in Bethel gegangen und habe dort 1969 das Abitur gemacht. Anschließend habe ich sieben Semester an der Pädagogischen Hochschule (PH) Bielefeld studiert mit Abschlussziel Lehramt für Grund- und Hauptschulen, so hieß das damals, mit den Fächern Englisch, Deutsch und Mathematik. Sieben Semester sind es geworden, weil ich im sechsten plötzlich Angst vor der Prüfung hatte, Schwierigkeiten sah, die Prüfung zu bestehen und darum gebeten habe, mein Studium verlängern zu dürfen. Die Prüfung habe ich nach dem siebten Semester gemacht. Ich habe das Studium dann mit der Durchschnittsnote „gut“ abgeschlossen – ich habe ja immer schon gemeint, dass mir manches sehr schwer fallen würde. Es waren dem entsprechend auch Dreien dabei, die aber durch eine Eins im Wahlfach Englisch ausgeglichen wurden. Das war 1973. Als Lehramtsanwärterin arbeitete ich an einer Grundschule in Herford. Danach wollte ich gerne eine Stelle in der Nähe meines Wohnortes bekommen, aber das war schon schwierig, weil allmählich alle allein stehenden Lehrer – ich war zu der Zeit noch allein stehend – ins ganze Land (NRW) verschickt wurden. Mir wurde damals eine Stelle in Recklinghausen in Aussicht gestellt. Zu der Zeit hieß es immer, man wird ins Ruhrgebiet verschickt oder ins Sauerland, wo (zumindest von Bielefeld aus gesehen) keiner hin wollte.

Ich sollte also nach Recklinghausen geschickt werden. Aber als ich stolz nach Hause kam, nachdem ich meine Zweite Staatsprüfung geschafft hatte, standen vor unserer Haustür lauter schwarz gekleidete Menschen, und meine mir so wichtige Mutter lag tot im Bett. Das ist das Schockerlebnis meines Lebens. Das war ein Knick in unser aller Leben. Ich habe damals gar nicht trauern können und habe auch meine beiden Geschwister, die ich inzwischen noch bekommen hatte, die aber viele Jahre jünger waren als ich, gezwungen, tapfer zu sein und weiterzuleben. Dieses familiäre Ereignis

führte dann dazu, dass ich eine Stelle in der Nähe der Familie bekam, nicht zuletzt durch Intervention unseres Bürgermeisters. Ich hatte spontan meinem Vater versprochen: „ich bleibe hier“. Ich hatte allerdings auch Angst wegzugehen. Ich hing sehr an meiner Familie und wollte – unter diesen Umständen – nicht Vater, zwölfjährige Schwester und vierzehnjährigen Bruder alleine lassen. So bekam ich 1974 eine Stelle in Versmold an einer ganz kleinen Schule. Dort bin ich sehr nett aufgenommen worden, traute mir aber die Arbeit nicht ganz zu, war auch erschüttert durch diese Lebenssituation zu Hause, habe da den Haushalt geregelt und die beiden Jugendlichen groß gezogen, aber durch dieses nette Kollegium ist mein Selbstbewusstsein, was den Beruf anging, aufgebaut worden. Ich hatte eine gute Anleitung, tolle Hilfen, wenn ich einmal einen Hänger hatte, und in dieser Schule habe ich bis 1987 gearbeitet. 1986 hatte ich meinen Sohn bekommen und mich danach nach Halle, also näher an meinen Wohnort, versetzen lassen. Von 1987 bis heute habe ich nun schon an einer Grundschule dort gearbeitet, wieder in einem ganz netten Kollegium mit etwa 17 Kollegen. Geheiratet habe ich 1980, und zwar einen Mann aus Ghana.

Aber nun zurück zu meinem Berufswunsch: Der Berufswunsch Lehrerin hat mich von Kinderzeit an begleitet. Da Mutter-Kind-Spiele oft auch Schule spielen beinhalteten, war ich immer die Lehrerin, und die anderen mussten etwas üben. In der Realschulzeit habe ich dann angefangen, Nachhilfestunden zu geben, weil ich von zu Hause kein Taschengeld bekam. Es hieß immer, wenn ich etwas bräuchte, könnte ich es ja erbitten. Ich war aber ganz bescheiden und erbat nie etwas. Es sind also alle sehr günstig dabei weggekommen, und ich selber habe – leider – gar keine Wünsche entwickeln können. Aber zu der Zeit machte ich schon die Erfahrung, dass es mir Spaß bereitete, den Nachhilfesülern etwas beizubringen. Ihre leuchtenden Augen zu sehen, wenn sie durch die Nachhilfe eine bessere Note geschrieben hatten, das gab mir eigentlich immer eine gute Rückmeldung. Oder wenn sie sagten, „Schule ist blöd, aber zu dir kommen wir gerne“, hat mir das gezeigt, dass Pädagogik für mich nicht verkehrt ist. Das war, glaube ich, ein Stück Motivation.

Andererseits war es so, dass ich einen Traumberuf hatte. Ich habe aber niemandem davon erzählt. Das finde ich selbst ganz schön heftig. Traumberufe: Stewardess, Dolmetscherin, eigentlich ganz schlichte Berufe, in denen ich mein Hobby, die Sprachen hätte verwirklichen und vielleicht sogar aus

beruflichen Gründen viel hätte reisen müssen. Aber ich war ein Kind, das bei seinen Eltern unterm Schneidertisch gespielt hat. Und so klein bin ich lange geblieben, auch wenn ich in der Schule offenbar immer die Beste war. Ich habe mich immer versteckt, aber ganz unten in mir hatte ich zweifellos Wünsche, jedoch ohne den Mut, sie zu äußern. Lange Zeit habe ich meine Mutter dafür verantwortlich gemacht, dass sie mir das ja alles nicht ermöglicht hätte. Aber so konnte gar keiner ahnen, was sich in mir abspielte. Und mit der Zeit – einige Jahre später – habe ich dann meine eigene Verantwortung erkannt und annehmen gelernt und, ja, Abschied von solchen Konstruktionen genommen. Ich bin letztes Jahr in einer Klinik gewesen und dort neun Wochen verständnisvoll behandelt worden, als ich so eine Art Lehrer-Burnout hatte.

Ja, und da ich, wie schon gesagt, in der Schule in allen Fächern sehr gut gewesen war, wusste ich am Ende meiner Schulzeit kaum, was ich studieren sollte, weil ich mit diesem guten Zeugnis alles hätte studieren können. Das Lernen fiel mir in der Schule total leicht, und das Ergebnis hätte ich anschließend wirklich irgendwie anders umsetzen sollen, dann wäre ich vielleicht glücklicher geworden. Aber das habe ich wirklich erst viel später gemerkt und bin ja mit meinem Studium auch zufrieden gewesen. Es ist wirklich nie bis zum Äußern eines anderen Ausbildungswunsches gekommen. Dass ich also Lehrerin wurde, kam auch den Vorstellungen meiner Eltern entgegen. Meinem Vater erschien der zukünftige Beamtenstatus als eine Gewähr dafür, dass ich finanziell versorgt sein würde. Ich konnte zu Hause wohnen, und mit sechs Semestern wählte ich das kürzeste Studium, das es gab. Ja, so bin ich zur PH gekommen, hatte aber das selbstständige Lernen nie gelernt, habe dort meine Vorlesungen gehört, in Seminaren wenig mitdiskutiert, weil diskutieren nicht meine Stärke war, und bei den Anforderungen des selbstständigeren Lernens im Studium habe ich nachgelassen, eben weil ich dies in der Schule nie gelernt hatte. Darum ist es wohl zu diesen Schwierigkeiten vor der Abschlussprüfung gekommen. Ich bin dann, glaube ich, an meine Grenzen gekommen, an die Grenzen auf dem Weg, auf dem ich bis dahin gegangen war, und der einfach so nicht weiterging; denn im Studium wurden mir die Häppchen nicht so vorgesetzt, dass ich sie erfolgreich einsacken konnte wie in der Schule. Mein Glück war dann innerhalb des sechsten Semesters die Begegnung mit einem englischen Professor. Der hat mich gerettet; denn dem konnte ich sagen: „Ich habe Angst vor der Prüfung, ich kann überhaupt nicht lernen. Ich war immer die

Beste in der Schule, finde mich aber überhaupt nicht mehr zurecht“. Dann hat dieser Engländer systematisch mit mir daran gearbeitet, wie ich mir Pläne fürs Lernen machen konnte. Er hat mich so richtig an die Hand genommen und mir das selbstständige Lernen beigebracht. Diesem Mann kann ich auf Knien dankbar sein. Mit seiner Hilfe und mit der Verlängerung des Studiums habe ich es dann geschafft, mit meiner mündlichen Prüfung auch selbst einigermaßen zufrieden zu sein. In der Schule hatte ich nie beweisen können, wie unfähig ich an manchen Stellen war. Nach der Realschule zum Beispiel hatte ich eigentlich eine Lehre machen wollen, aber unser Deutschlehrer gab mir zu verstehen: „Halt mal inne, Mädchen, in dir steckt doch was anderes. Du schaffst das Abitur mit links, du bist begnadet. Mach das Abitur!“ So bin ich zum Gymnasium gekommen. Meine Eltern hatten dieses Bestreben nicht. Und als ich im Gymnasium am Schluss gesagt habe, ich gehe zur PH und werde Grundschullehrerin, da haben sich die dortigen Lehrer an den Kopf gefasst, das weiß ich noch wie heute. Inzwischen war ich aber 18 und nicht mehr 15. Die konnten nicht mehr solchen Einfluss nehmen wie der Realschullehrer. Da wurde auch einfach nicht mehr so viel Einfluss genommen. Die bedauerten das und haben mir noch einmal bescheinigt, dass ich tolle Gaben hätte, aber die Lernfähigkeit, die man haben musste zum Studieren, die wurde damals in der Schule nicht geprüft.

Wobei ich an dieser Stelle vielleicht erzählen kann, dass ich auf jeden Fall unter den Lehrern auch Vorbilder hatte, bestimmt etwa zehn in den unterschiedlichen Schulstufen. Meine erste Lehrerin war auch bereits mein erstes Vorbild. Dann folgte ein alter Lehrer, so ein väterlicher Typ, der mein Interesse an Literatur unterstützte. In der Realschule dagegen hatte ich unter den Lehrern eher kaum ein Vorbild. Unter denen waren ja einige komische Typen, wogegen wir doch im Gymnasium wieder viele nette Lehrer erwircht haben. Besonders unser Klassenlehrer am Gymnasium, dem nicht nur das Einpauken von Wissen, sondern auch soziale Werte sehr wichtig waren, ist mein großes Vorbild.

Aber in diesem Zusammenhang der Vorbilder vielleicht auch noch etwas zu meiner eigenen Mutter: Sie war früher Näherin gewesen und hat sich dann als Partnerin meines Vaters, der ja selbstständiger Schneider war, für sein Geschäft sehr stark gemacht. Sie hat immer im Geschäft mitgeholfen, auch so die feinen Näharbeiten – Knopflöcher, Nieten oder andere Feinarbeiten –

gemacht. Als meine Eltern dann versuchten, ein zweites Standbein zu bekommen, weil Maßanzüge zu teuer wurden für ihre Kunden, da fuhr meine Mutter auch mit den Kunden zum Großhandel und hat sich auf diese Weise um die Kundenbetreuung gekümmert. Sie selbst war immer schick, Kostümchen an, Hütchen auf, und genoss das Leben auf diese Weise. Ja, und in dieser Zeit bin ich zum Mithelfen im Haushalt gezwungen worden. Inzwischen hatte ich ja auch Geschwister und habe die betreut, wenn unsere Mutter auf Achse war. Ich habe nie alleine Freundinnen besuchen können, ich hatte immer die Kleinen im Schlepp. Aber ich konnte nicht nein sagen, das Wort kannte ich überhaupt nicht. Und als die Mutter starb, gab es für mich nur die Möglichkeit, genauso weiter zu machen wie vorher und die Familie zu versorgen. Mein Vorbild war mein Vater, der geduldig war, nie wütend wurde – aber eben auch nie nein sagen konnte.

Meine Schwester hat noch einmal die gleichen Schulleistungen aufs Parkett gelegt wie ich, war immer die Beste in der Realschule, dann auch im Gymnasium und hat ihr Abitur mit tollen Noten gemacht. Aber sie hat nicht studiert, sondern eine kaufmännische Lehre gemacht. Später hat sie noch einmal eine Ausbildung zur Krankenschwester gemacht. Ich kenne viele Menschen, die ein super Abitur hatten und danach komische, sonderbare Wege gegangen sind. Mein Bruder hatte schon nicht mehr solche guten Schulleistungen, der hatte eher am Ende der Schulausbildung das Problem, was man mit seinen Noten überhaupt machen könnte, und hat eine KFZ-Mechaniker-Lehre gemacht, weil er ein Auto-Freak war. Der ist heute aber unzufrieden und fühlt sich, trotz einiger Fortbildungen, in seinem Beruf tendenziell überfordert.

Nach meinem Studienabschluss war mir klar, dass ich mich an einer Grundschule bewerben wollte, in der Hoffnung, dass Englisch irgendwann auch dort ein Fach werden würde. Als nun kürzlich wirklich Grundschullehrer für Englisch gesucht wurden, konnte ich ganz locker einsteigen, das hat sich dann doch ausgezahlt. Zwischendurch habe ich, als ich versetzt werden wollte, auch überlegt, an eine Hauptschule zu gehen, aber ich habe mir doch nicht zugetraut, diesen Wechsel zu versuchen.

Mit 30 Jahren habe ich dann geheiratet und die 20 Jahre meines Lebens, die ich mit diesem Mann verbracht habe, nie bereut. In dieser Zeit habe ich dann all das nachgeholt, was ich in der Pubertät verpasst hatte. Das war eine tolle Zeit. Mit diesem Weg in die Ehe waren wirklich auch Schritte in

meine eigene Selbstständigkeit verbunden, obwohl ich immer noch für Vater und Geschwister sorgte. Aber mein Mann hat ein bisschen Farbe ins Bild gebracht. Und als unser Sohn geboren war, bin ich auf eine Dreiviertelstelle gegangen – als Arbeiter verdiente mein Mann weniger als ich, weshalb auch klar war, dass ich immer berufstätig bleiben würde – und unser Kind ist an unterschiedlichen Orten tagsüber betreut worden. Mein Sohn ist jetzt 19 Jahre alt und macht all das, was ich in meiner Jugend nicht erleben oder nicht ausprobieren durfte. Ihm muss das Lernen in der Schule, so wie ich das beobachte, ähnlich wie mir total leicht fallen, auch wenn seine Leistungen immer einmal wieder absacken.

Aber nun zurück zu meiner Berufstätigkeit: Ich habe in meinem Berufsleben als Lehrerin nur einmal die Stelle gewechselt und bin immer Grundschullehrerin geblieben. Mein Lehrer-Burnout nach vielen Jahren meines Lehrerdaseins habe ich ja bereits kurz erwähnt: Bei 27 Mäusen, die über 30 Jahre hinweg um einen herum wieseln, wäre es nach meiner Meinung ein Wunder, wenn die Nerven noch ganz in Ordnung wären! Es wundert mich also überhaupt nicht, dass es sich so entwickelt hat. Ich selbst hatte nur nicht gemerkt, als ich an diesem Erschöpfungspunkt angekommen war. Aber eine gute Kollegin hat mich darauf angesprochen und aufmerksam gemacht. Das war zu einem Zeitpunkt, als ich meinen Sohn bereits sechs Jahre alleine erzogen hatte und in der Schule immer stark gefordert gewesen war. Aber bei diesem Gespräch hatte ich das erste Mal das Gefühl, mich durch nichts mehr daran gehindert zu fühlen, wirklich einmal eine Auszeit zu nehmen. Wir sind einen Tag später zu einer Klinik gefahren, wo ich dann neun Wochen lang geblieben bin und ganz viel aufarbeiten konnte. Wobei die Schule dabei nur eine Rolle unter anderen spielte. Und in der Klinik, in unserer „Burnout“-Abteilung, da waren unter den Patienten bestimmt vier Fünftel Lehrer. Ja, und nun, im Anschluss an diese Klinikerfahrung, versuche ich eben, auch auf den Beruf bezogen, nicht mehr so perfekt sein zu müssen, denn ich weiß, dass ich auch an mich als Lehrerin sehr hohe Ansprüche stelle. Ich möchte in Zukunft individualisierender arbeiten; denn es geht einfach nicht, alle 27 Kinder gleichzeitig im Auge zu behalten. Vielleicht müsste ich – nach 33 Jahren Lehrtätigkeit – auch die Unterrichtsstunden nochmals reduzieren, worüber ich zur Zeit nachdenke. Das wird sich demnächst zeigen. Aber die Schule an sich gibt mir einen gewissen Rahmen, den ich als stabil empfinde.

In der Klinik habe ich übrigens noch eine Erfahrung gemacht, von der ich abschließend berichten möchte; denn es ist ja nicht ganz einfach, so eine Burnout-Erfahrung als Lehrerin anzusprechen und im Raum stehen zu lassen: Durch meine schwierigen Lebenserfahrungen – vor allem in der Familie und weniger in der Schule – hat sich mir schließlich eine neue Perspektive eröffnet, die mich heute vielleicht auch als potenzielles berufliches Feld faszinieren könnte: die Kunsttherapie. Erst in der Klinik und nur dort habe ich die Erfahrung mit der Kunsttherapie gemacht, und das war eine total befreiende und positive Erfahrung. Diese Therapie hat bei mir sehr vieles ausgelöst, was ich gar nicht an mir kannte. Wir haben statt mit Pinseln direkt mit den Händen und Füßen gemalt, und da habe ich gestaunt, was für eine Energie und Begeisterung in mir war, die ich vorher nie erlebt hatte. Ja, das hat diese Therapie ausgelöst. Es war die Entdeckung meines Lebens, dass ich ein solches Feuer in mir habe, und die entscheidenden Schritte dieser Therapie sind bei mir alle über die Bilder gelaufen. Diese Zeit war wirklich ein Geschenk.

4. Karl-Theodor Stiller, Grund-, Haupt- und Sonderschullehrer

„Beruflich gesehen bin ich ein Wanderer“

Ich bin 1953 geboren und in einem Kinderheim aufgewachsen, das meine Eltern in Iserlohn geleitet haben. Das ist ja pädagogisch gesehen schon etwas Besonderes. Und ich bin nicht in den Kindergarten gegangen. Bin dann mit sechs Jahren eingeschult worden in die Volksschule, auch zusammen mit Kindern aus dem Kinderheim, und nach vier Jahren habe ich gewechselt ans Gymnasium. In der sechsten Klasse sind wir nach Bethel bei Bielefeld gezogen, wo mein Vater als Diakon angestellt war. Er hat dort in einem der Häuser gearbeitet und es später auch geleitet. Da sind wir damals zum ersten Mal in eine Privatwohnung gezogen; vorher haben wir ja in dem Kinderheim gewohnt, nicht so richtig abgetrennt vom Heimbetrieb, ohne eigene Küche und so weiter. In Bethel sind wir dreimal umgezogen, und mit 18 Jahren habe ich dann das Abitur gemacht und bin ausgezogen, zusammen mit meiner Schwester, und habe gleich angefangen zu studieren. Zwischendurch habe ich auch in Bethel gearbeitet, aber auch außerhalb in einer Wäscherei und so weiter. Ich wollte Geld verdienen, um etwas zu sehen von der Welt, und bin auch wirklich öfter weggefahren, auch in andere Länder.

Am Gymnasium wusste ich schon, ich wollte Lehrer werden, wollte eigentlich nach Münster zum Studieren, habe dann aber ein Mädchen, eine junge Frau in Bielefeld kennen gelernt und habe Münster deswegen „geknickt“. Stattdessen habe ich an der Pädagogischen Hochschule (PH) Bielefeld mit Ziel Lehramt für Grund- und Hauptschulen studiert. Dort habe ich später meine erste Frau kennen gelernt, wir sind auch zusammen ins Referendariat gegangen. Nach dem Examen habe ich noch einmal in Bethel gearbeitet, in einem der dortigen Behindertenheime. Nach dem Referendariat – im Ruhrgebiet – sind wir wieder zurück nach Bielefeld gegangen, wobei meine Frau eine Stelle in Wiedenbrück erhielt. Als wir unseren Sohn bekamen, sind wir nach Wiedenbrück gezogen, damit sie es nicht so weit zur Schule hatte. Sie hat dann dort gearbeitet, und ich habe unseren Sohn erzogen, dreieinhalb Jahre lang. Dann ging unsere Ehe auseinander, wir haben uns getrennt, und ich bin nach Bielefeld zurückgezogen und habe wieder in Bethel zu arbeiten angefangen, und zwar als Lehrer an einer Fachschule für Heilerziehungspflege, später auch an einer Fachschule für Sozialpädagogik, dort habe ich Deutsch, Recht sowie Kinder- und Jugendliteratur unterrichtet.

Das ging auch als Grund- und Hauptschullehrer; denn Bethel hat die untere Schulaufsicht über seine eigenen Schulen. Daher gab es einen relativ großen Spielraum, außerdem hatte ich auch einen tollen Chef, der das möglich machte.

Ich will noch einfügen, dass ich damals nach dem Referendariat mit einer Doktorarbeit angefangen hatte, die ich aber, als ich das Kind erzogen habe, immer weiter zurückgestellt und praktisch 1984/85 aufgegeben habe. Damals wollte ich gern an der Universität wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Soziologie werden, und zwar bei Arno Klönne¹ in Paderborn. Ich stand sozusagen in den Startlöchern mit dieser Arbeit, als mein Sohn geboren wurde. Ich hätte die Arbeit später wieder aufnehmen können, entscheidender war dann aber der Bruch durch die Scheidung. Wir hatten vorher eine Absprache, meine damalige Frau und ich: „Erst schreibe ich die Doktorarbeit und du arbeitest, dann arbeite ich und du schreibst eine Doktorarbeit“. Das war ein ganz klarer Plan, wogegen das Kind sozusagen nicht eingeplant war, aber das hätte man ja einplanen können. Aber dieser Bruch war dann einschneidend oder auch verhängnisvoll. Übrigens war es damals nicht so, dass ich mich entschieden hätte: Gut, ich erziehe mein Kind, bleibe zu Hause, und um mich beruflich weiter zu orientieren, versuche ich in der Zeit eine Doktorarbeit zu schreiben. Es ging eher in der umgekehrten Reihenfolge: Ich habe die Doktorarbeit geschrieben, und dann wurde unser Sohn geboren. Das war natürlich erst einmal ganz neu und nahm viel Platz in meinem Leben ein. Ich glaube, nach der achten Lebenswoche, also nach Ende des Mutterschutzes, habe ich begonnen, das Kind zu betreuen. Das war natürlich auch ein Experiment, total spannend und interessant, aber wir beiden Eltern konnten damit nicht so gut umgehen, wie es erforderlich gewesen wäre.

Von 1984 bis 1990 habe ich in Bethel gearbeitet und dann, nach der Maueröffnung, bin ich nach Lobetal (Brandenburg) gegangen. Das ist auch eine Bodenschwingsche Einrichtung, die Hoffungstaler Anstalten Lobetal, auf die Bethel nach und nach immer größeren Einfluss genommen hat. Ich bin sozusagen als Bethelaner mit einer Projektgruppe dorthin gegangen und

¹ Vgl. Arno Klönne: Die deutsche Arbeiterbewegung – Geschichte Ziele, Wirkungen, unter Mitarbeit von Barabara Klaus und Karl-Theodor Stiller, Düsseldorf/Köln 1980; ferner Elisabeth Harder-Gersdorff, Arno Klönne und Karl-Theodor Stiller: Beiträge zur Geschichte der Bielefelder Arbeiterbewegung, Bielefeld 1981.

habe dort eine Fachschule für Heilerziehungspflege aufgebaut. Eigentlich hatte ich auch schon einen Vertrag als Schulleiter in der Tasche, allerdings ohne dass die dortige Anstalt gefragt worden war, und als ich merkte, dass das gar nicht gut lief und gar nicht stimmig war, habe ich sozusagen mitten im Strom die Pferde gewechselt, habe nach einem halben Jahr in dieser Projektgruppe gekündigt und mich über Bekannte auf eine Stelle an der Universität Münster beworben und dort in einem wissenschaftlichen Projekt gearbeitet. Das war auch der Ausstieg aus dem elterlichen Terrain von Bethel. Und mit Lobetal hatte ich mich auf etwas eingelassen, was ich gar nicht so richtig überlegt hatte: Ist das eigentlich passend für mich und vernünftig?

Das Projekt an der Universität Münster beschäftigte sich mit Jugendbildungsarbeit – damals hieß es noch mit behinderten Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 15 und 35 Jahren – und war an die Evangelische Jugendbildungsstätte Nordwalde angebunden. Dort wurden integrative Seminare für Jugendliche mit und ohne Behinderung veranstaltet, und ich habe praktisch die wissenschaftliche Begleitung dafür übernommen, zweieinhalb Jahre lang. Als diese Projektstelle ausgelaufen war, habe ich dann noch einen Forschungsantrag gestellt, und zwar über Wilhelm Heitmeyer², zum Thema: Wie lernen Jungen Männlichkeit? Der Antrag sollte auf Wunsch der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) methodisch überarbeitet werden, das habe ich aber dann neben der Schule nicht mehr geschafft. Ich habe mich ziemlich schnell beim Regierungspräsidenten beworben und bekam – nach eineinhalb Monaten so genannter Arbeitslosigkeit – sofort eine Stelle an einer Grundschule in Steinhagen. Das war 1994. Seitdem bin ich im Schuldienst. Aber an der Grundschule hatte ich sehr bald das unsichere Gefühl – es ging konkret um ein Sonderschulnahmeverfahren, heute Verfahren zur Feststellung eines sonderpädagogischen Förderbedarfs – ob ich das alles richtig mache? Und meine (zweite) Frau, die ich zu Beginn dieser Tätigkeit kennen gelernt hatte – sie ist Sonderpädagogin – zeigte mir, Mensch, an der Sonderschule kann man intensiver mit den Kindern arbeiten als an der Grundschule, wo es ja sehr stark darum geht, Lernprogramme durchzuziehen und die Kinder innerhalb von vier Jahren möglichst

² Vgl. exemplarisch: Wilhelm Heitmeyer und Jörg-Ingo Peter: Jugendliche Fußballfans. Soziale und politische Orientierungen, Gesellungsformen, Gewalt. 2. Auflage, Weinheim und München (Juventa) 1992.

fit für die weiterführenden Schulen zu machen. All das passierte mir, obwohl ich an sich eine tolle Grundschulklasse hatte, in der die Eltern sehr kooperativ waren. Zu der Zeit sammelte ich wichtige Erfahrungen für ein Buch über die Zusammenarbeit zwischen Schule und Eltern³, das ich später geschrieben habe. Ich habe dann ein sonderpädagogisches Aufbaustudium absolviert und bin an die Sonderschule gewechselt, trotz der guten Erfahrung mit den Eltern der Grundschule. Dann habe ich das Examen gemacht und habe nochmals die Schule gewechselt. In Sennestadt arbeite ich jetzt, und zwar an einer so genannten Verbundschule in der Unterstufe (Klassen 1-4) für Kinder mit Erziehungsschwierigkeiten, Lernschwierigkeiten und Sprachproblemen.

Rückblickend kann ich Folgendes sagen: Dass ich mich für den Lehrerberuf entschieden habe, war eigentlich so ein Restbestand aus meiner Kindheit und Jugend. Damals wollte ich unbedingt Lehrer werden. Aber schon im Rahmen des Lehrerstudiums sind mir ganz andere Sachen begegnet, da habe ich mich sehr für Geschichte interessiert und habe meine Examensarbeit im Fach Geschichte geschrieben und wollte auf diesem Gebiet in Richtung Geschichte und Soziologie eigentlich weitermachen. Dann kam unser Sohn zur Welt, und ich habe ihn erzogen, und da erst fing mein Interesse an der Pädagogik wirklich an. Ich bin ja nun in einem pädagogischen, aber auch diakonischen Milieu aufgewachsen. Mein Vater war sehr streng, ja rigide, und das war ein starker, negativer Einfluss. Ich habe lange gebraucht, um diesen für mich zu verarbeiten. Und ich glaube, es war mir auch wichtig, meinen Sohn selbst zu erziehen, um meinem Vater im Nachhinein zu beweisen, dass es auch anders geht. Dass man nicht nur mit Rigidität und Strenge Jungen erziehen kann, sondern dass es auch weich und freundlich geht. Das war wirklich ein starkes Motiv für mich. Aber trotzdem noch einmal zurück zur Schulzeit: Ich hatte zwei tolle Lehrer, darunter einen Grundschullehrer, von dem ich völlig angetan war. Es gibt so eine Schlüsselszene, an die ich noch immer denken muss: Ich weiß nicht mehr, ob jeden Tag oder nur am Wochenende, stand er an der Tür und gab jedem Kind die Hand und eben auch mir. Und ich machte unwillkürlich so eine Geste, wie ich sie bei meinen Eltern immer machte, wenn man sich zum

³ Vgl. Karl-Theodor Stiller: Kooperation von Schule und Familie. Hilfen für Kinder mit Lernschwierigkeiten. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2004.

Abschied einen Kuss gab, steckte ihm so die „Schnute“ hin, als wollte ich ihm einen Kuss geben. Das war mir dann völlig peinlich, aber er hat nur gelacht. Und später am Gymnasium war ein Lehrer, der mich sehr motiviert hat, das war etwa in der siebten oder achten Klasse, und das funktionierte vor allem über die Zensuren, die sich plötzlich verbesserten. Wir waren seine erste Klasse. Diese Klasse selbst war fürchterlich, es wurde nur Blödsinn gemacht. Na ja, aber mit diesen beiden Lehrern habe ich mich sehr identifiziert. Und etwa in der zehnten Klasse am Gymnasium habe ich gesagt: ich will, dass auch die unterprivilegierten Kinder, die ich ja aus dem Kinderheim kannte, mehr Chancen bekommen! Deshalb war mir ganz klar, ich wollte Hauptschullehrer für die Arbeiterkinder werden. Da gab es ja Anfang der 70er-Jahre den Slogan von der Emanzipation der Arbeiterklasse. In dieser Berufsentscheidung schwang aber bei mir wahrscheinlich auch ein Helfersyndrom – oder das Diakonische – mit, nicht primär die eigenen Probleme anzusehen, sondern eher die der anderen und denen helfen zu wollen. Das kam natürlich auch aus dem besagten Milieu. Es war schrecklich. In unserer Familie wurde anderen Leuten immer furchtbar viel geholfen, aber wir selbst hätten auch manches Mal Hilfe nötig gehabt.

Meine beiden Brüder sind Pastoren geworden. Meine Mutter ist Pastorentochter, und sie wollte unbedingt, dass ihre Söhne Pastoren würden. Nur bei mir war man offensichtlich damit zufrieden, als ich sagte: Lehrer; denn im Vergleich zu meinen Brüdern war ich „das schwarze Schaf“ der Familie, und an mich wurde der eigentliche Wunsch gar nicht erst herangetragen. Ich war der mittlere Sohn und habe gesehen, wie sich mein älterer Bruder gequält hat, bis er Pastor wurde. Mein kleiner Bruder machte das eher mit einer ganz großen Begabung und Begeisterung. Der hat auch meine Eltern ganz anders erlebt als ich. Da waren sie schon älter, und mein Vater war nicht mehr so streng und bissig. Und die Töchter – ich habe noch drei Schwestern – die wurden alle etwas im sozialen Bereich, Kinderkrankenschwester und Ergotherapeutin und so. Es war auch klar, die Söhne gingen zum Gymnasium, während die beiden älteren Schwestern zur Realschule gingen und erst die dritte Tochter auch zum Gymnasium. Sie ist danach auch Ergotherapeutin geworden und ist heute Heilpraktikerin/Kinesiologin. Ja, so war das.

Vielleicht in diesem Zusammenhang erwähnenswert ist auch, dass meine jüngste Schwester ein Handicap hatte. Sie hat einen Blutschwamm über das ganze Gesicht und so weiter. Der rührt von einer Blutunverträglichkeit zwischen meinen Eltern her, und darunter leidet sie heute noch. Das ist eine Sache, die in unserer Familie nie richtig verarbeitet worden ist. Damit konnten meine Eltern überhaupt nicht umgehen, Schuldgefühle ohne Ende, aber auch Aggressionen gegen meine kleine Schwester resultierten daraus. Sie musste sich sehr mit meinem Vater auseinandersetzen; der sagte: „Du musst dich schminken, ich will das nicht mehr sehen“. Das ist eine lange Geschichte. Das ist wirklich eine Behinderung; denn im Kontakt mit anderen Leuten erschrecken die erst einmal, und sie muss den Kontakt herstellen. Das ist so wie bei anderen Behinderten, vor allem bei geistig behinderten Menschen: die Nicht-Behinderten sind weniger in der Lage, den Kontakt zu machen, als die Behinderten. Ich weiß noch wie heute, ich wurde immer fuchsteufelswild, wenn die Leute sie anglotzten. Wobei das natürlich normal ist: Wenn du ein Kind siehst mit knallrotem Gesicht, guckst du natürlich hin.

Die Kinder im Kinderheim, das waren meistens Kinder ohne Eltern, Kinder von Müttern, denen man sie weggenommen hatte, keine Körperbehinderten, keine geistig Behinderten, sondern eher aus so genanntem sozial schwachen Milieu. Mit denen habe ich relativ eng zusammengelebt. Ich hatte unter ihnen eine Freundin, schon als Drei- oder Vierjähriger, und wusste vieles von den Kindern, was die machten, auch Dinge, die meine Eltern nicht wussten. Dadurch war ich in einer komischen Ambivalenz gefangen; denn das war schon ein relativ enges Zusammenleben, weil wir ja auch keinen privaten Bereich hatten. Also mit Behinderung und sozialer Benachteiligung, später auch in Bethel, hatte ich immer viel zu tun. Einen Zivildienst habe ich allerdings nicht absolviert. Ich hatte damals den Wehrdienst verweigert, das wurde aber abgelehnt, zog sich lange durch mehrere Instanzen hin, und als ich schließlich zum Zivildienst sollte, war ich bereits verheiratet und wurde deshalb davon befreit.

An andere Berufswünsche – außer Lehrer – kann ich mich nicht erinnern. Ich habe einmal einen Preis gewonnen bei einem Aufsatzwettbewerb, aber das war eher Zufall, ich kam ja aus einem Milieu, in dem man eben sprechen und schreiben kann. Meine heutige Frau sagt manchmal: „Du redest wie ein Missionar“. Daran bemerke ich so meine Tradition. Wir hatten auch

zum Beispiel Onkel und Tanten, die in Namibia in der Mission tätig waren. Und als ich Lehrer werden wollte, da ging es mir nicht um das Studium einzelner (Schul-)Fächer, sondern ich wollte richtig Volksschullehrer werden. Dazu kam dieses politisierte Helfen, diese Mischung aus Diakonie und Politik. Außerdem denke ich, war es auch kein Zufall, dass ich an zwei wichtigen Stellen meine Entscheidungen abhängig gemacht habe von einer Frau. Die beiden Frauen waren bzw. sind wichtig für mich, weil es mir immer an der Mutter gefehlt hat; denn ich hatte eine abwesende Mutter. Sie hat immer gearbeitet im Kinderheim, und ich musste sie im ganzen Haus suchen, wenn ich als Kleiner etwas von ihr wollte.

Ja, nun habe ich selbst einen Sohn, und ich hätte gerne noch mehr Kinder gehabt, aber leider keine mehr bekommen. Mein Sohn ist jetzt 24 und studiert in Münster Landschaftsökologie. Und manchmal sagt er: „Na ja, wenn ich keinen Job kriege, dann werde ich eben Lehrer“.

Ich hatte damals auch einen guten Kontakt zu Arno Klönne (s. o.) und wollte an der Stelle, an der meine Examensarbeit sozusagen stehen geblieben war, mit der Promotion weitermachen. Thematisch ging es um den Ersten Weltkrieg und die soziologischen Diskussionen im Ersten Weltkrieg, als die ersten Denkmodelle von einem nationalen Sozialismus auftauchten. Darüber hätte ich gerne geschrieben, das hatten wir uns so ausgedacht, Arno Klönne und ich. Aber dann kam mein Sohn auf die Welt und ich habe das Projekt erst einmal zurückgestellt, weil ich das Gefühl hatte, das Kind nimmt mich ganz in Anspruch, und so war es dann auch. Ich bin also dreieinhalb Jahre zu Hause geblieben, aber dann haben wir Eltern uns einfach so zerstritten, dass es auseinander ging.

1984 bin ich dann, wie schon gesagt, in Bethel an die Fachschule gegangen, wo ich aber keine Kinder, sondern Erwachsene unterrichtet habe. Ich fand es damals nicht schade, keine Kinder zu unterrichten, als Verlust empfand ich das nicht. Ich hatte dort zunächst nur einen kleinen Vertrag, von etwa zehn Stunden pro Woche, das fing also ganz klein an. Es war ein Auftrag, den ein Freund von mir bekommen hatte und der mich dann angesprochen hat. Mit dem zusammen habe ich die Fachschule für Heilerziehungspflege aufgebaut, ab 1984 war das. Er ist heute noch dort. Damals fand ich das total spannend, wir hatten viel Spielraum und einen Chef, der genau das richtige Maß an Intervention fand, der an den richtigen Stellen mit uns diskutierte und uns sehr freie Hand ließ. Das fand ich herrlich, und da wur-

de ich gewissermaßen auch verdorben für die normale Schule. Es war noch eine Frau dabei, eine Krankenschwester, und wir drei haben diese Schule dann ausgestaltet. Ich war der Didaktiker, mein Kollege war Psychologe, und sie war Krankenschwester. Und Bethel war mir ja schon immer etwas Vertrautes. Wenn ich sagte: „Stiller“, dann hieß es: „Welcher Stiller ist Ihr Vater?“ Denn es gab außer meinem Vater noch einen Onkel und eine Tante mit diesem Namen, die in Bethel arbeiteten. Bis Mitte 1991 habe ich dort gearbeitet. Noch in Bethel hatte ich über eine Referendariatskollegin, die auch aus der Schule ausgestiegen war und Erwachsenenbildung machte, Kontakt zu der evangelischen Jugendbildungsstätte bekommen, über die ich berichtet habe. Und da habe ich dann die Stelle an der Uni Münster bekommen. Erst danach also kam ich in die Grundschule. Ich bin dann in die Grundschule gegangen und musste dort erst eine Menge lernen. Das war ein sehr abrupter Wechsel. Meine zweite Frau hatte ich 1989 – also noch in Bethel – kennen gelernt, und sie war eben Sonderpädagogin und machte mich neugierig darauf, noch einmal etwas Neues zu lernen. Aber ich füge gleich konfrontativ an: Was mich später an der Sonderschule am meisten frustriert hat, war, dass diese Selektion nicht aufhört. Selbst da noch sieht man Kinder weiterhin abstürzen, und das tut denen einfach nicht gut. Das ist etwas, wogegen ich heute noch aufbegehre und sozusagen schräg zur Institution liege. Da kann ich nur sagen: Das können wir mit Kindern nicht machen! Wir züchten ja unsere Problemfälle selbst heran. Aber die Pädagogik und die Schule sind eben zwei unterschiedliche Dinge, und pädagogisch kann ich oft nicht das machen, was ich für sinnvoll halte und was für die Kinder sinnvoll wäre. Ich empfinde die Schule, auch die Grundschule, manchmal als eng und erstickend, und auch trotz der Reformen und Veränderungen habe ich nicht den Eindruck, dass sie wirklich offener wird, auch trotz der offenen Eingangsstufe nicht, zumindest solange das Lernen darauf reduziert wird, den Kindern etwas einzubimsen. Mir geht es heute noch so, dass ich denke: Als erstes sind die Eltern dran. Ich übernehme jetzt zum Beispiel eine dritte Klasse zusammen mit einer Kollegin und finde, als erstes besucht man die Eltern, sagt hallo, wir arbeiten jetzt zusammen mit Ihrem Kind, und so weiter, das ist wichtig in der Schule. Und das Aufbaustudium der Sonderpädagogik habe ich als einen Ausweg und eine Chance angesehen. Aber auch an der Sonderschule gibt es wieder diese Enge. Die Kinder werden verwaltet, statt dass gesagt wird, wir müssen die Grenzen

der Institution weiter hinausschieben, um mehr pädagogische Möglichkeiten zu gewinnen.

Alles in allem bin ich ruhelos geblieben; beruflich gesehen bin ich ein Wanderer. Ich bewege mich auf dem Grat zwischen Theorie und Praxis und möchte manchmal beides machen. Was in der Schule für mich noch interessant (gewesen) wäre, wäre die Funktion eines Fachleiters, aber das mache ich nicht, weil ich sehe, in welchem Zustand das Ausbildungsseminar ist. Da geht es doch auch – ich sag's einmal verkürzt und böse – vor allem um Unterwerfung und Unterwerfungsrituale. Einer der Bielefelder Psychologie-Professoren, Rainer Dollase⁴, sagt ganz radikal: „Jeder Professor, der Pädagogik unterrichtet, müsste einen Monat im Jahr in der Praxis arbeiten. Jeder, der Lehrer ausbildet, müsste das mit einer eigenen Klasse tun und sich nicht als Fachleiter hinten in die Klasse setzen und Zensuren geben“. Er sagt, man lernt nach wie vor durch Vormachen und Nachmachen. Ich glaube, dass das richtig ist, und das bei ihm zu lesen, tat mir richtig gut. Auch ich würde, merke ich in solchen Zusammenhängen, übrigens gerne schreiben. Ich hätte sogar Lust, journalistisch zu arbeiten, dafür würde ich auch etwas riskieren, nach wie vor. Ich werde sehen, ob das geht.

In der Schule arbeite ich jetzt Teilzeit, 20 Stunden pro Woche, also etwa auf einer Dreiviertel-Stelle. Im Augenblick mache ich noch ein bisschen mehr, zweiundzwanzig Stunden. Und im übernächsten Schuljahr wird meine Frau auf Teilzeit gehen. Dann gehe ich entweder wieder auf Vollzeit, oder aber wir schränken uns ein, mal sehen. Aber mit der Teilzeitarbeit ist es in der Schulpraxis auch nicht immer einfach: Wir haben zum Beispiel ein kleines Musical eingeprobt zur 50-Jahresfeier der Sennestadt, und da gehe ich natürlich trotzdem in die Schule, auch wenn von der Teilzeit her gesehen gerade mein freier Tag ist. Dennoch, im Prinzip brauche ich diesen Tag, um Dinge auszuprobieren, um zu schreiben und so weiter.

Interessieren würde mich aber auch eine intensivere inhaltliche Beschäftigung mit kindlichen Störungen, nicht nur, wie wir auf solche reagieren können, mit Trainingsräumen und so weiter, sondern warum sie überhaupt auftreten und wie die Kolleginnen und Kollegen unterschiedlich damit umgehen. Und damit wären wir bei den Jungen, die ja im Wesentlichen davon

⁴ Vgl. Rainer Dollase: Entwicklung und Erziehung. Angewandte Entwicklungspsychologie für Pädagogen. Stuttgart (Klett) 1985.

betroffen sind. Den laufenden Programmen zur Behebung von Verhaltensauffälligkeiten stehe ich insgesamt skeptisch gegenüber und habe deshalb für das nächste Schuljahr selbst einen Antrag auf Nebentätigkeit gestellt, um eine Lernberatung für Jungen aufzubauen. Das wird auch eine Lernberatung für die Eltern von Jungen sein. Die Idee dazu bekam ich durch eine Freundin, die mich einmal um Hilfe bat bei der Frage: Gehe ich als Frau richtig mit meinem Jungen um? Das war im Zusammenhang mit ihrer Scheidung und der Trennung ihres Sohnes vom Vater. Und nun fände ich es sehr gut, wenn die Schulleiterin meinen Plan, den ich schon seit zwei Jahren im Kopf habe, begrüßen würde. Also ich würde das sehr gerne machen und will das Projekt jetzt auch in Angriff nehmen und in etwa fünf Stunden pro Woche eben fünf Fälle bearbeiten. Also diese Lernberatung möchte ich gern anbieten, wobei aber die Bedingungen im Einzelnen noch nicht geregelt sind. Das wäre für mich ein Einstieg in die konkrete Jungenarbeit, die mir ja auch schon früher und zuletzt im Rahmen meiner Examensarbeit am Herzen lag.

Ich mache auch im Unterricht Jungenarbeit, aber ich mache keine besonderen Jungengruppen, erstens, weil ich mir den Aufwand sehr hoch vorstelle, und zweitens, weil ich es wichtig finde, innerhalb der Klasse mit beiden Geschlechtern gemeinsam zu arbeiten, wenn auch geschlechterdifferenziert. Beide Gruppen müssen gleichermaßen erkennen lernen: Was passiert hier eigentlich, und welches Spiel wird hier gespielt? In der siebten Klasse zum Beispiel hatte ich größere Konflikte mit den Jungen als mit den Mädchen, die haben in dem Alter ihre ganzen Vater-Themen an mir abgearbeitet, was natürlich manchmal sehr anstrengend wird. So halbblau geäußerte Anspielungen – zum Beispiel: Der (Lehrer) ist ja schwul! Vielleicht spreche ich anders oder bewege mich anders – lassen die größte Angst der Jungen erkennen. Das war an der alten Sonderschule so und das ist an der neuen auch so. Ich glaube, ich komme denen manchmal zu nah, ich fasse sie auch mal an, was ihnen etwas unangenehm wird, und dann werden eben die Probleme, auch die mit den eigenen Vätern, an mir als Lehrer abgearbeitet.

Aber eigentlich geht es mir in der Schule und im Unterricht darum, mit jedem einzeln zu klären: Welches ist dein eigenes Lernziel? Denn nur auf dieser Basis geht auch ein verhaltensauffälliges Kind mit dem Gefühl nach Hause, ich habe etwas geschafft. Das mögen die Kinder, und das könnte ich persönlich auch, glaube ich, noch viel mehr ausbauen. Man müsste viel

mehr überlegen: Wie gibt man den Kindern das Gefühl, für sich selbst etwas erreicht zu haben? In der Geschichte, auch in der deutschen Geschichte, gibt es ja genügend Ansätze für eine kollektive pädagogische Arbeit, und daran, würde ich mir wünschen, sollten wir viel stärker anknüpfen. Solche Gedanken gehen mir immer öfter durch den Kopf.

5. Ingibjörg Pétursdóttir, Erzieherin und Diplom-Pädagogin

„Ich wollte etwas mit Menschen zu tun haben und möglichst auch etwas mit dem Ausland“

Ich wurde 1954 in Reykjavík geboren und bin dann ganz normal zur Schule gegangen und habe Abitur gemacht nach 14 Jahren Schulzeit. Ja, wir haben 14 Jahre Schulzeit, also ein Jahr länger als in Deutschland. Das Schulsystem ist anders aufgebaut. Man geht also – nach der Grundschule – vier Jahre aufs Gymnasium, das sind die Klassen 11, 12, 13, 14. Ich bin dann fast 20 Jahre alt gewesen und nach dem Abitur nach Berlin gezogen. Dort habe ich zuerst die Erzieherausbildung gemacht, danach habe ich direkt angefangen, Pädagogik zu studieren. Das war damals an der Pädagogischen Hochschule (PH) Berlin und dann – nach deren Integration in die Universitäten, etwa 1980 – an der Technischen Universität (TU) Berlin. Ja, und später habe ich noch eine Zusatzausbildung/Fortbildung in Social Management gemacht.

Ich hatte immer den Wunsch – ich habe ja zuerst, wie gesagt, die Erzieherausbildung gemacht – mit Kindern zu arbeiten. In Island habe ich schon ab meinem zehnten Lebensjahr mit Kindern sozusagen mein Geld verdient. Also da habe ich auf drei Kleinkinder aufgepasst, und von da an war ich immer in irgendeiner Form damit beschäftigt. Seien es kleinere Geschwister oder Nichten, es kam auch immer wieder Nachschub, und es hieß immer, ich könne mit Kindern umgehen. Das mit den Kindern habe ich auch wirklich gerne gemacht, und als ich mich entscheiden musste, was ich nach dem Abitur machen wollte, da wollte ich unbedingt eine praktische Arbeit erlernen. Ich wollte nicht nur Theorien studieren. Und weil ich selbst von acht Kindern das erste war, das das Abitur gemacht hat, waren meine Eltern ein bisschen enttäuscht über meinen Wunsch. Zu meinen Geschwistern muss ich noch sagen: Ich bin sozusagen, da ich ja auch Halbgeschwister habe, die sechste von acht. Ein paar andere außer mir haben auch das Abitur gemacht, aber später erst und über andere Wege dann. Nun hatten also meine Eltern gedacht, endlich geht eines unserer Kinder zur Universität, ja, aber stattdessen habe ich gesagt, ich mache die Erzieherausbildung. Trotzdem musste ich keine großen Kämpfe führen, weil grundsätzlich klar war, dass ich selbst entscheiden durfte. Es war aber ein bisschen kompliziert, denn als Ausländerin eine Erzieherausbildung in Deutschland zu machen, das war nicht so üblich. Also ich war die einzige Ausländerin dort, ich musste nachweisen, dass ich die deutsche Sprache konnte, und ich musste

vorher ein dreimonatiges Praktikum machen, um überhaupt zugelassen zu werden. Dann habe ich diese Ausbildung eben zwei Jahre lang gemacht und danach ein Anerkennungsjahr: Und da wollte ich mich ein bisschen weiterentwickeln und bin deshalb in die Jugendarbeit gegangen. Das fand ich sehr, sehr interessant, mit den Jugendlichen zu arbeiten. Und in dieser Zeit ist der Wunsch entstanden, noch ein bisschen tiefer zu gehen, doch noch mehr Informationen zu bekommen, mehr zu lesen, mehr zu wissen und so weiter. Und nach dem dritten Jahr, also nach dem Abschluss der Ausbildung, gab es eigentlich zwei Gründe dafür, dass ich mich entschieden habe zu studieren. Einmal ganz konkret: Wenn ich mich nicht an der Universität angemeldet hätte, wäre ich (eben nach der abgeschlossenen Ausbildung) aus Deutschland ausgewiesen worden, und dazu war ich ja noch lange nicht bereit. Und der zweite Grund war, dass ich mich sehr interessiert habe für das Fach Pädagogik als solches. Wobei es mir schon schwer fiel zu sagen, was genau ich da jetzt lernen wollte. Einfach etwas Neues, von Leuten, die sich damit beschäftigt haben, die in der Pädagogik kompetent waren.

Ich muss vielleicht erklären, warum ich überhaupt nach Berlin gegangen bin. Berlin kam dadurch zustande, dass ich einen (isländischen) Freund hatte, der bereits in Berlin war. Und die ganze Clique, also die Mädchen und Jungen meiner Clique, die gingen alle nach Berlin. Und deswegen ging auch ich nach Berlin. Viele andere Isländer gehen nach dem Abitur nach Kopenhagen oder nach Skandinavien. Die erste Zeit in Berlin war allerdings für mich eine sehr, sehr harte Zeit, in der ich aber gereift bin. Also es war nicht einfach, denn ich konnte ja die Sprache nicht gut. Ich hatte sie zwar auf dem Gymnasium gelernt, aber ich konnte sie nicht sprechen. Und diese Erzieherausbildung war nur auf Diskussion aufgebaut. Ab und zu Referate, Vorträge, Präsentationen, aber in erster Linie lernten wir über das Diskutieren. Und dadurch war ich am Anfang in einer gewissen Außenseiterrolle. Ja, und an der PH Berlin musste ich dann auch noch einmal eine Aufnahmeprüfung machen, wegen der Sprache, die habe ich aber auch dann bestanden; denn die Sprache hatte ich ja vorher ganz gut gelernt. Und dort hat es mir auch gefallen, obwohl es zu Anfang irgendwie ungewohnt war. Die Erzieherausbildung war vergleichsweise sehr vorstrukturiert gewesen, was die Fächer, aber auch die Anwesenheitspflicht betraf. An der PH dagegen war alles sehr, sehr offen; man konnte fast durchs Studium kommen, ohne ernsthaft zu studieren. Man konnte aber auch ganz gut mitarbeiten. Und ich denke, ich bin so einen mittleren Weg gegangen. Ich war jetzt nicht die

Strebsamste von allen, aber es hat Spaß gemacht, finde ich im Nachhinein schon. Als Schwerpunkt habe ich Sozialpädagogik gewählt. Ja, und daneben habe ich mich immer mehr mit Frauenthemen beschäftigt und habe auch die Diplomarbeit zu einem frauenspezifischen Thema geschrieben, und zwar über das Selbstwertgefühl von Frauen im Beruf. Ich weiß den Wortlaut des Titels nicht mehr ganz genau. Die Diplomarbeit habe ich mit meiner (deutschen) Freundin zusammen geschrieben. Neben dem Studium habe ich immer in einer Beratungsstelle gearbeitet, und zwar bei Pro Familia. Dort habe ich mich an Schwangerschaftsberatungen, Mütterkursen und ähnlichen Angeboten beteiligt.

Zwei Monate nach Abschluss des Studiums habe ich meinen (deutschen) Mann geheiratet, und wir haben eine Tochter bekommen. Ein paar Monate später sind wir nach Island gezogen. Dort habe ich dann in Reykjavík im Sozialamt gearbeitet, habe Sozialberatung, Beratung für Sozialhilfeempfänger, gemacht und auch Kurse für allein stehende Mütter organisiert und durchgeführt. Mein Berufsbereich hat sich also immer mehr erweitert, angefangen bei den kleinen Kindern bis hin zur Arbeit mit Erwachsenen.

Als wir dann nach zweieinhalb Jahren zurück nach Deutschland kamen, nach Dortmund, weil mein Mann dort eine passende Arbeitsstelle gefunden hatte, habe ich selbst zuerst keine Arbeit bekommen. Aber ohne eine Arbeitsstelle habe ich mich in Dortmund – außerhalb meiner Familie – sehr isoliert gefühlt. Deshalb bin ich in dem folgenden Sommer nochmals für drei oder vier Monate nach Island zurückgegangen, um wieder in dem Sozialamt in Reykjavík, in dem ich vorher gewesen war, zu arbeiten. Danach habe ich hier in Deutschland Autos verkauft, Reisen (nach Island) organisiert, Übersetzungen gemacht. Unsere Tochter war ja auch noch klein, sie war ja erst vier, und da musste ich mein Leben irgendwie so hinbasteln.

Aber dann „rutschte“ ich in die Erwachsenenbildung. Ich habe zunächst (freiberuflich) Kurse gegeben, und irgendwann hat sich daraus mein jetziger Beruf entwickelt: 1989 hatte ich angefangen bei unserem Verein, dem Multikulturellen Forum, einem Bildungs- und Kulturzentrum, das heute mit ganz vielen Projekte im Arbeitsmarktbereich aktiv ist. Diesen Verein habe ich gemeinsam mit drei weiteren ABM¹-Kräften aufgebaut. In besagtem Verein

¹ ABM = ArbeitsBeschaffungsMaßnahmen der Bundesanstalt für Arbeit/heute: Arbeitsagentur.

habe ich anfangs ein Erwachsenenbildungsprogramm für Migrantinnen organisiert, in dem ich teilweise auch selbst Deutschkurse durchgeführt habe. Aber nach zwei Jahren habe ich aufgehört dort zu arbeiten, um eine Social Management-Ausbildung zu machen. Das war mir sehr wichtig, und ich war sehr entschieden, dass ich das machen wollte. Ich hatte das Gefühl: Ich habe die notwendigen Kenntnisse und Voraussetzungen, die ich brauche, sowohl durch das Studium als auch durch die berufliche Erfahrung. Und jetzt will ich lernen, wie man diese Kenntnisse besser koordiniert, wie man organisiert und so weiter; denn das war im Studium kaum Thema gewesen. Also wie wende ich mein Wissen gezielt an, und wie organisiere ich die Erwachsenenbildung? Ja, das hat mir Spaß gemacht. Und nach dieser Qualifizierungsphase bin ich wieder in unseren Verein eingestiegen und habe dort eben das Projektmanagement übernommen, vor allem die Koordination mehrerer transnationaler Projekte² und so weiter.

Nachdem ich angefangen hatte, Pädagogik zu studieren, war mir im Grunde genommen lange Zeit unklar, was man hinterher mit dem Diplomabschluss macht. Es wurde insgesamt ein sehr breites Feld eröffnet, aber mir war doch bis dahin eigentlich nur die Arbeit in Jugendheimen oder in Heimen vertraut, oder dass man vielleicht Kindergartenleiterin werden könnte. Aber das ganze Spektrum an Möglichkeiten, die darin steckten, war mir nicht richtig deutlich. Bis ich dann irgendwann erkannt habe, es kommt darauf an, was du selber daraus machst, also wo du deinen eigenen Schwerpunkt setzt und wofür du dir dann auch Zusatzinformationen holen kannst. Bei mir persönlich war – ich glaube, irgendwie auch durch meinen Vater – das Interesse am Organisieren, an Teamarbeit und an der Anleitung von Menschen sehr stark vorhanden: so und so muss man das machen, oder so kann man es machen. Das war mir immer sehr vertraut, und ebenso die Aufbauarbeit, sozusagen bei Null anfangen und daraus etwas machen. Also ich denke, das kommt sicherlich durch die Sozialisation, wie du aufgewachsen bist und ob du jetzt immer etwas vorgelegt bekommst, das und das sind deine Aufgaben, das musst du jetzt machen, und eben darauf wartest, oder ob man sagt, ja, man muss etwas daraus machen. Also es war sozusagen vorher gar nichts da, als wir den Verein aufbauten, aber es hat

² Vgl. exemplarisch: Entwicklungspartnerschaft AMiKU/Ingibjörk Pétursdóttir (Multikulturelles Forum Lünen e.V.) (Hrsg.): Vielfalt in Europa. Integrationsbiographien, o.O., o.J. (2005).

mir eben Spaß gemacht. Und man merkt bei manchen, die jetzt neu dazu- kommen, die sind auch wieder am Schwimmen und fragen sich, wie mache ich das? Ich denke, das gehört auch dazu, wenn man ein junger Mensch ist. Man muss erst einmal gucken, wie man sich selbst zurecht findet.

Ich komme noch einmal auf meinen Vater bzw. auf meine Eltern zurück. Mein Vater war in der isländischen SPD, er hat sich also in der Politik enga- giert, aber in seiner eigentlichen Berufsbiografie hat er immer Firmen gelei- tet, darunter einige, die an der Grenze zur Insolvenz standen, und dann hat er die eben „gerettet“. Ja, mit dieser Aufgabe war er eigentlich immer be- schäftigt. Während meine Mutter sozusagen die Haus-Managerin war. Sie war zu Hause. Sie hatte keinen Beruf, aber sie hatte ja auch mit den Kindern genug zu tun. Meine Mutter hat keine Berufsausbildung, und mein Vater hat sich hochgearbeitet, also er hat zwar irgendwann eine kleine Ausbildung gemacht, dazu ist er nach Amerika gegangen, aber er hat kein Studium. Und ich glaube, sie waren anfänglich ein bisschen erstaunt, dass eines ihrer Kinder überhaupt das Abitur machte und so weiterkam. Sie haben, wie schon gesagt, keinen Druck ausgeübt, aber sie haben doch gefragt, willst du nicht studieren? Also das war wohl ihre Erwartung, aber es war nicht so, dass sie gesagt hätten, mach doch dies oder mach jenes.

Ja, und Vorbilder waren für mich, denke ich, sicherlich vor allem die Frauen, mit denen oder bei denen ich aufgewachsen bin, aber nicht so, dass ich jetzt sagen würde, auf den Beruf bezogen, sondern darauf, dass ich gut mit Kindern umgehen kann. Das wurde irgendwie sehr früh festgestellt, und dann war ich in dieser Rolle und bekam Bestätigung dafür. Und dann denkst du, ja, das kann ich. Selber wollte ich ja damals auch gerne viele Kinder haben. Ich war immer hin- und her gerissen, also als ich jünger war. Ich wollte eigentlich Familie und Heirat und Kinder und so was. Aber später hat sich das komplett gewandelt. Da wollte ich dann als Frau selbstständig sein, keine Beziehung, keine Kinder haben, gar nichts. Aber einen Berufs- wunsch im engeren Sinne hatte ich nie: ich muss das und das werden, das gab es nicht. Allerdings wollte ich immer ins Ausland. Ich wollte ein biss- chen von der Welt sehen. Ich denke, das war auch in meiner Familie ein starker Aspekt. Mein Vater war sehr viel verreist im Ausland und meine Mutter auch immer wieder, und sie haben Wert darauf gelegt: man muss ins Ausland. Man muss sehen, was in der Welt passiert, und das war schon ein, ja, ein Wert an sich. Es sind ja auch fast alle Geschwister im Ausland gewe-

sen. Sind zwar alle zurückgekommen, bis auf mich, aber sie waren alle auch zwischendurch weg. Und ich ging eben mit meinen Freunden nach Berlin. Einige Freunde von mir gingen auch nach Frankreich, Südfrankreich, haben dort studiert. Das wäre vielleicht für mich auch in Frage gekommen, weil ich ja Französisch, Deutsch und Latein, Englisch und Dänisch gelernt hatte, also diese Sprachen. Ich wäre sicherlich nicht in ein Land gegangen, in dem ich gar keine Sprachkenntnisse gehabt hätte. Auf dem isländischen Gymnasium konnte man wählen, Sprachen, Naturwissenschaften oder Mathematik. Ich habe dann Sprachen gewählt und deswegen auch so viele erlernt. Ich hatte ursprünglich auch überlegt, später beruflich etwas mit den Sprachen anzufangen, aber ich wollte keine Lehrerin sein, zwar einen pädagogischen Beruf haben, aber nicht Lehrerin werden. Weil viele Lehrer auf mich den Eindruck gemacht haben, zwar nicht ausgebrannt zu sein, aber keinen Spaß an dem zu haben, was sie machten. Mit Ausnahme von ein paar wenigen. Also Lehrer waren für mich keine Vorbilder. Vorbilder im engeren Sinne – ich weiß aber nicht mehr, ob auch in beruflicher Hinsicht – waren sicherlich ein paar Frauen in meiner Umgebung, auch meine Oma, die sich sehr durchs Leben gekämpft hat, und auch meine Tante, bei der ich immer im Sommer auf dem Lande war. Die hatte einen Bauernhof. Das war eine absolut klasse Frau, kann man sagen, also die wirklich sehr, sehr kommunikativ war, sehr energisch und im Kontakt mit den Kindern direkt war, also von der ich sehr, sehr viel gelernt habe. Die hat es irgendwie rausgehakt, die Stärken jedes einzelnen Kindes – da war ja immer alles voller Kinder – zu sehen, sie hat jedes Kind irgendwie verstanden und von dort aus mitgenommen, wo es gerade war. Sie hat sehr viele Gedichte gelesen und hat uns vorgelesen. Sie war keine einfache Frau, also sie war sehr, sehr fordernd: Was sie alles von uns wollte! Aber sie war klar, in ihren Gedanken sehr klar. Ja, das waren Frauen, die absolut nicht dieses typische Mann-Frau-Verhältnis gelebt haben. Also sie waren für mich Vorbilder, weil sie einfach geguckt haben: was will ich und was brauche ich? Und das haben sie auch gemacht. Also diese Frauen haben mich sicherlich geprägt, und auch mein Vater, glaube ich, sehr. Ich habe oft bewundert, wie er seine Arbeit gemacht hat. Fand ich sehr spannend. Vor allem, weil er immer wieder weg war und weil er mit ausländischen Partnern gearbeitet hat, und die waren oft bei uns zu Hause. Das hat mich bestimmt auch geprägt. Ich denke, das waren meine Vorbilder. Ich glaube, als ich dann das Abitur gemacht habe, da fing das so an, dass man Frauen auch darin ernst genommen hat,

dass sie Berufe haben. Das hat es zwar vorher auch gegeben, aber es war zu der Zeit der Übergang zu einer neuen Phase. Es wurde zwar nicht ausgiebig thematisiert, sondern etwa so: Wenn sie etwas lernt, ist es gut, wenn sie es nicht macht, ist es auch kein Drama. So etwa war es. Heute würde man schon eher fragen, wenn du das Abitur machst, was machst du dann daraus? Na ja, und aus den „vielen Kindern“ sind bei mir nur zwei geworden, ja.

In der Studienzeit in Berlin habe ich mich von meinem (isländischen) Partner getrennt und bin in eine Frauen-Wohngemeinschaft gezogen und war eben mit den Frauenthemen sehr, sehr beschäftigt. Wie ich schon sagte, im Studium waren das in allen Arbeitsgruppen die Themen, das war so ein Zeichen der Zeit. Und für mich war das, glaube ich, eine sehr wichtige Phase. Einfach zu erleben, jetzt bist du hier in Berlin, aber nicht mehr mit dem (isländischen) Partner oder mit dem Freundeskreis zusammen, mit dem du zur Schule gegangen bist, sondern „auf eigene Faust“. Und danach habe ich meinen jetzigen Partner gefunden. Ja, und dann war mir klar, ich wollte ja doch unbedingt Kinder haben! Und dann fing die Diskussion an, in welchem Land und so weiter. Zu der Zeit haben wir noch mitten in Berlin gewohnt, und bei mir kamen, glaube ich, doch die isländischen Wurzeln wieder ans Tageslicht. Mit einem Kind sollte es doch irgendwie kleiner und familienfreundlicher sein. Gleichzeitig begann aber auch eine Phase, in der es hieß, jetzt muss man Geld verdienen; denn ich hatte ja vom isländischen Staat ein Darlehen bekommen und damit war dann Schluss. Also es war so eine Phase, in der viele Entscheidungen getroffen werden mussten. Und dann sind wir eben zusammen nach Island gegangen. Mein Mann war dort teilweise mit unserer Tochter zu Hause, aber die ist sofort auch zu einer Tagesmutter gekommen. Ich habe außerdem zuerst nur halbtags gearbeitet; denn sie war ja erst zehn Monate alt. In Island ist das ganze Betreuungssystem ein bisschen besser ausgebaut, und da habe ich natürlich auch meine Familie. Unsere Tochter wäre sicherlich auch, wenn wir dort geblieben wären, in eine Kindertageseinrichtung gekommen.

Aber wir gingen ja wieder nach Deutschland zurück, weil mein Mann eine Arbeitsstelle gefunden hatte. Und das Problem war, als wir hierhin kamen, dass unsere Tochter zuerst keinen Kindergartenplatz bekommen hat. Und als sie schließlich einen bekam, war wiederum das ein Problem, weil sie ja überhaupt gar kein Wort Deutsch gesprochen hat, und außerdem ging die

Betreuung nur von neun bis zwölf Uhr. Also man konnte zwar um acht kommen, aber da wurde man schon einmal schief angeguckt. Das war ein Problem; denn als ich endlich Arbeit bekam – du kriegst ja keine Arbeit von neun bis zwölf – da mussten wir außerdem noch eine Tagesmutter nehmen, die unser Kind dann nach dem Kindergarten mit nach Hause nahm. Es war eine Tagesmutter, die zwar in Ordnung war, aber all dies war keine Selbstverständlichkeit, und ich denke, das, was heute in der (deutschen) Sozialpolitik diskutiert wird, hätte ich mir damals gewünscht. Weil es hieß ständig sozusagen, sich von einer Ausnahme in die andere zu retten. Die Selbstverständlichkeit hat gefehlt. Und dann kam unsere Tochter zur Schule, und auch da musste ich noch eine Tagesmutter organisieren. Bei der war sie dann aber sehr unglücklich, bei der wollte sie einfach nicht sein. Fünf Jahre später, 1991, wurde dann unser Sohn noch geboren. Wir waren '86 hierher gezogen. Ich habe dann wieder regulär gearbeitet, als er zwei war; da war unsere Tochter zehn. Und dann habe ich eine Stelle gehabt, die ich mir mit einer Freundin teilen konnte, die ebenfalls ein Kind im Alter unseres Sohnes hatte. Wir haben in Lünen gearbeitet bei dem Verein, zu dem ich dann sozusagen zurückgekehrt bin. Und das war gut, weil die Kinder zweieinhalb Tage bei mir waren und zweieinhalb Tage bei der Freundin; die beiden sind genau gleich alt, und das hat gut geklappt. Ja, das war eine gute Lösung, aber das trifft ja nicht immer so glücklich hin, oder? Mit drei Jahren ist unser Sohn dann in den Kindergarten gekommen, und neulich hat er mir erzählt, als wir über diesen Kindergarten sprachen: „Ich war ja derjenige, der immer als erster kam und als letzter ging.“ Er wurde eben um acht gebracht und um eins abgeholt, und das war dort schon eine Ausnahme. Aber ich denke, ich habe da vielleicht einfach ein bisschen den isländischen Stil praktiziert. Ich war in dieser Hinsicht häufig umgeben von Frauen, die zu Hause waren und die wirklich zwischen neun und halb zehn ihre Kinder brachten und um zwölf wieder abholten. Die haben nicht gearbeitet, das heißt, die waren nicht berufstätig. Manchmal hat mir das etwas ausgemacht, aber oft habe ich einfach gedacht, ja, so ist es.

Als unsere Tochter klein war, war ich auf einer halben Arbeitsstelle. Und als unser Sohn klein war, war ich ebenfalls zuerst ein paar Jahre lang auf einer halben Stelle, aber es ist immer irgendwie etwas mehr geworden. Und mein Mann hatte etwas Spielraum dadurch, dass er manchmal am Wochenende arbeitet und dann mal einen Tag in der Woche frei hat. Und wir haben immer versucht, das so hinzubasteln, also dass ich möglichst lange weg sein

kann, wenn er da ist, und das ging dann auch ganz gut. Als die Kinder klein waren, da war natürlich hauptsächlich ich es, die das organisiert hat; denn ich konnte mich nicht immer darauf verlassen, wann er frei hatte und wann nicht. Das ist nicht so einfach für Frauen, finde ich, und im Vergleich zu Island kann man sagen, vollkommen rückständig, also wenn man bedenkt, dass, ich weiß nicht, etwa 90% Prozent der Frauen dort berufstätig sind und dass es einfach dazu gehört, einen Platz für die Kinder zu haben, also von Anfang an. Alle meine Freundinnen haben solche Kindergartenplätze gehabt. Und zwar konnte man das auch so machen, dass man sagte, ich brauche den Platz bis zwei, ich brauche ihn bis drei, ich brauche ihn bis fünf Uhr. Je nachdem, also man zahlte einfach nach den Stunden, die man berufstätig war und wie man das wollte. Und hier ist es doch sehr, sehr rückständig. Ich denke, jetzt wird das langsam kommen mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie; denn irgendwann wird es zu wenige Leute für diesen Arbeitsmarkt geben, zwar nicht jetzt bei den vielen Arbeitslosen, aber irgendwann muss man stärker auf die Frauen, auch auf die Hausfrauen, auf die Mütter, zurückgreifen, zumindest auf die höher qualifizierten. Vor allem war mir das bei unserer Tochter auch sehr fremd. Ich habe damals auch in Gesprächen mit anderen Müttern erfahren müssen, dass sie das unmöglich fanden, dass ich das Kind im Anschluss an den Kindergarten noch zur Tagesmutter gab. Oder wenn das Kind einmal länger im Kindergarten bleiben musste, dass ich dann rückgespiegelt bekam, was für eine schlechte Mutter ich wäre, und dass sie davon überzeugt waren, dass sie die besseren Mütter wären, weil sie zu Hause bei ihren Kindern blieben. Ich habe mich oft darüber geärgert, aber ebenso oft war mir einfach diese Denkweise sehr fremd: Was erzählen die da? Denn es sind ja nicht unbedingt die besseren Mütter, die unausgeglichen oder manchmal auch frustriert sind, weil sie keinen Zugang zur Gesellschaft mehr finden, und das ist für die Kinder auch nicht unbedingt das Beste. Aber wenn sie dann alle zusammenhocken und dann kommst du daher und sagst, ich habe keine Zeit, und nimmst dein Kind mit, dann musst du schon ganz schön stark sein. Und Gott sei Dank gibt es ja immer wieder auch Mütter, die einen weiteren Blick haben und die Dinge etwas anders sehen.

Aber noch einmal zurück zum Ausgangspunkt und zu meinen beruflichen Wünschen:

Wenn ich überlege, ob es für mich einen Traumberuf gab oder immer noch gibt, dann könnte ich zusammenfassend sagen: Ich bin gerne mit Menschen zusammen, ich mache aber außerdem gerne eine eigenständige Arbeit, also ich lasse mir nicht gern sagen, mach dies oder mach das. Aber neulich habe ich doch tatsächlich meinen Traumberuf entdeckt. Wenn ich noch einmal studieren würde, würde ich Ethnologie studieren. Das kam so zustande, dass ich einen Vortrag von zwei Ethnologinnen gehört habe, die die Erwachsenenbildung mit praktischer Ethnologie verbunden haben. Das hat mich völlig begeistert. Aber ich will keinen neuen Beruf. Aber wenn, also wenn ich zum Beispiel in Island leben würde, wo das lebenslange Lernen stärker praktiziert wird als hier, dann würde ich das zusätzlich – nur für mich persönlich – studieren wollen. Wie auch immer, ich würde am Wochenende studieren oder aber meine Arbeit mit einem Fernstudium kombinieren. Das wird ja in Island sehr arbeitnehmerfreundlich gemacht, dass du dich neben deinem Beruf weiterbilden kannst. Und da habe ich so gemerkt, auf diesem Gebiet bin ich ganz neugierig, das finde ich spannend. Aber ich könnte jetzt keinen Traumberuf nennen in der Art, was ich schon immer werden wollte und nicht geworden bin oder so, das gibt es bei mir nicht. Ich bin eher das geworden, was ich auch werden wollte und habe mir dann meine eigenen Rahmenbedingungen geschaffen. Ich konnte zwar als Kind nie sagen, was ich werden wollte, aber mir war immer klar, ich wollte etwas mit Menschen zu tun haben und möglichst auch etwas mit dem Ausland. Und das ist eigentlich das, was ich jetzt auch mache. Also inzwischen mache ich ja immer mehr europabezogene Arbeit, immer mehr auch mit transnationalen Partnern, und ich merke, das liegt mir, das mache ich gern. Da merke ich auch, ich kann sogar noch Sachen aus meinem Studium anwenden. Ich kann zwar nicht sagen, das genau habe ich gelernt und das setze ich hier ein, aber es gab so viele Themen, Auseinandersetzungen und Diskussionen, von denen ich heute wirklich profitiere. Im Studium haben wir uns ja oft beschwert, dass wir gar keine Vorgaben bekamen, aber jetzt zahlt sich das aus; denn so lernt man, selbst etwas zu entwickeln. Wir haben ja oft auch als Studenten lange gesessen, man musste überlegen, wie fangen wir an und wie präsentieren wir etwas, und wo gibt es Informationen? All diese Prozesse waren total wichtig, auch wenn ich damals nicht immer gewusst habe: Wofür brauche ich das vielleicht einmal?

6. Werner Schulte, Sonderschullehrer und Theaterlehrer an einer Integrationsschule

„Es war das Neugestalten von Realität, das Ausprobieren im weitesten Sinne, was mich am meisten reizte“

Ich bin 1954 geboren und habe eine klassische Schullaufbahn hinter mich gebracht: Von der Volksschule aus bin ich nach vier Jahren zum Gymnasium gegangen, habe danach meinen Zivildienst und anschließend ein Sonderschullehrerstudium in Köln absolviert. Seit 1981 lebe ich in Berlin und habe dort zunächst das Referendariat gemacht. Ein halbes Jahr nach dem Referendariat kam ich als Sonderschullehrer an die Uckermark-Grundschule. Dort arbeite ich immer noch.

Warum ich einen sonderpädagogischen Beruf gewählt habe, weiß ich nicht so recht, obwohl meine Berufswahl auf den ersten Blick durchaus logisch erscheint. Schon als Schüler war ich nämlich öfter mal in der Heilpädagogischen Tagesstätte meines Heimatortes zu Gast, einfach so, aus Interesse, und habe irgendwann dort sogar ein mehrwöchiges Praktikum gemacht, ebenfalls einfach so. Nach dem Abitur kam der Zivildienst: Zuerst in einem Heim für geistig behinderte Erwachsene und dann in einer Körperbehindertenschule.

Mein Vater hatte sich für mich einen Beruf gewünscht, der irgendwo im Bereich zwischen Priester, Rechtsanwalt und Arzt lag. Lehrer passte da genau. Meine Mutter hätte gerne einen Doktor- oder Professorentitel gesehen, etwas für die Visiten- oder Tischkarte. Ich selbst hatte bis zuletzt keine eindeutigen Vorstellungen, eher vage Wünsche. Und die gingen in eine ganz andere Richtung: auf die Bühne oder zur Zeitung. Schon von klein auf hatte ich immer gern Theater gespielt oder Musik vor Publikum gemacht. Bereits im Kindergartenalter spielte ich zusammen mit den Nachbarskindern alle uns bekannten Märchen nach. Wir bauten hinter dem Haus eine Bühne auf, bestuhlten einen Zuschauerbereich und luden die Erwachsenen zu unseren Vorführungen ein (natürlich gegen Eintrittsgeld). Als Jugendlicher spielte ich mehrere Jahre in der örtlichen Theatergruppe der Kolpingbewegung. Eine meiner Stärken war außerdem das Erfinden von Geschichten. Ich weiß noch, dass ich, wenn ich Aufsätze oder Strafarbeiten schreiben musste, daraus witzige oder gemeine Geschichten gemacht habe – oft, um meine Lehrer zu ärgern. Es war das Neugestalten von Realität, das Ausprobieren

im weitesten Sinne, was mich am meisten reizte. Und diese Fähigkeit setzte ich auch ein, um die Toleranzgrenze von Autoritätspersonen auszureizen. Es machte mir auch Spaß, bissige Leserbriefe für die lokale Tageszeitung zu verfassen. Und als wir mit unserer 13. Klasse einmal vom Rotary-Club eingeladen waren, um verschiedene Berufsbilder kennen zu lernen, lenkten mich meine Schritte automatisch und ohne auch nur im Geringsten nachzudenken zu einem Journalisten.

Meinen Zivildienst hatte ich direkt im Anschluss ans Abitur, wie schon erwähnt, zuerst in einem Heim für geistig behinderte Erwachsene, danach in einer Körperbehindertenschule absolviert. Die Arbeit mit den geistig Behinderten machte Spaß, allerdings waren die Heimeltern derartig menschenfeindlich, dass ich nach drei Monaten die Flucht ergriff und meine Stelle wechselte. Die Zeit in der Körperbehindertenschule war sehr angenehm, der Kontakt mit Kindern und Erwachsenen gleichermaßen bereichernd. Aber auch hier zeigte sich mein Interesse für die Medienseite: ich machte einen Videokurs (damals noch eine sehr exotische Angelegenheit) und schrieb freizeitmäßig kleine Drehbuchentwürfe – wenn auch ohne Ambitionen auf Veröffentlichung. Dass ich nach dem Zivildienst Sonderpädagogik mit Ziel „Lehramt an Sonderschulen“ studierte, war eigentlich die Schuld meines Zivildienstkollegen. Der fragte mich nämlich ein paar Monate vor Ende des Zivildienstes: „Du, ich studiere Körperbehindertenpädagogik in Köln, kommst du mit?“ Ich sagte mangels bewusster Alternativen „ja“. Journalismus oder andere öffentlichkeitsbetonte Berufe schienen für mich damals keine realisierbaren Ziele zu sein. Vielleicht, weil ein Beruf in den Medien damals für mich eine zu exotische Sache war. Heute könnte ich mir durchaus vorstellen, z. B. Redakteur einer Kindersendung zu sein.

Wir sind also zusammen nach Köln gegangen und haben Körperbehindertenpädagogik und Sprachbehindertenpädagogik studiert. Letzteres aber nur deswegen, weil wir uns mit dieser Fächerkombination sicher wähten, später nicht an eine Lernbehindertenschule im Sauerland geschickt werden zu können. Mein seelisches Hauptfach war jedoch die Körperbehindertenpädagogik. Das Studium dieses Faches hat mir wahrscheinlich auch deswegen gut gefallen, weil unsere Dozenten eine hervorragende Mischung aus fachlicher Kompetenz und positiv-persönlichem Klima boten. Sehr gewinnbringend fand ich auch die Einstellung zu Kindern, die uns Studenten nahe gebracht wurde. Der wichtigste Satz des gesamten Studiums war für mich

übrigens ein Ausspruch von Frau Prof. Kunert, die da sagte: „Überprüfen Sie immer, ob Sie sich vorstellen können, dass das, was Sie mit den Kindern tun, auch mit Ihnen geschehen dürfte.“ Dieser Satz gilt für mich bis heute, und nicht nur in Bezug auf Kinder.

Über das Studium kam ich in Kontakt mit der Körperbehindertenbewegung und darüber wieder zum Schreiben – für die Zeitschrift der Bewegung. Die Liebe zum Theaterspiel pflegte ich über die Fachschaft. Wir gründeten eine Theatergruppe und machten Straßen- und Aktionstheater. Außerdem drehten wir im Fach Kunst (das war mein Unterrichtsfach) mehrere Videofilme, für die wir auch die Drehbücher schrieben. Nebenbei belegte ich an der PH alles, was in Richtung Filmanalyse und Drehbuchschreiben angeboten wurde. Ich lernte einen Maskenbildner kennen und hielt mich fortan sehr häufig in seinem Studio auf. In der ersten Zeit fungierte ich als Modell, später lernte ich selber das Schminken. Ein anderer Kontakt ergab sich zum Dirigenten des Deutschen Jugendorchesters, der mich eine Zeitlang als Organisationshilfe zu Konzerten mitnahm. Im Medienzentrum der Hochschule verdiente ich mir als studentische Hilfskraft mit dem Schneiden von Videofilmen einen Teil meines Lebensunterhaltes. Mein interessantester Ferienjob war der beim WDR, wo ich wiederum Kontakte knüpfte, die ich für meine Examensarbeit nutzen konnte. Diese schrieb ich über die Filmberichterstattung der „Aktion Sorgenkind“ (heute „Aktion Mensch“) und recherchierte dafür sowohl in der ZDF-Redaktion in Mainz als auch im Filmarchiv in Wiesbaden. Die Ergebnisse veröffentlichte ich später in mehreren Zeitungen und bekam dadurch näheren Kontakt zu einem Redakteur einer Kölner Zeitung.

Nach Beendigung meines Studiums besuchte ich eine Theaterpädagogin in Basel, die ich über die Arbeit beim Maskenbildner kennen gelernt hatte und belegte bei ihr Kurse in Maskenbau und Straßentheater. Etwas später lernte ich bei einem Nebenjob einen Berliner kennen. Durch diesen Kontakt kam ich auf die Idee, mein Referendariat in Berlin zu absolvieren. Also zog ich um. Die Zeit bis zum Beginn des Referendariats musste ich mit Geldverdienen überbrücken. Wie der „Zufall“ es so wollte, arbeitete mein Bekannter beim Film und vermittelte mir u. a. einen Job als Maskenassistent bei den Dreharbeiten eines Spielfilms. In Berlin hielt ich Kontakt zur Behindertenbewegung und versuchte mich bisweilen als Autor kleiner Artikel für den TIP oder andere Medienzeitschriften. Das „Jahr der Behinderten“ animierte mich, es mit einem Radiobeitrag zu versuchen. Erst schrieb ich einen Kurz-

kommentar, den ich sofort verkaufen (und selber einsprechen) konnte, weil „zufällig“ (?) jemand krank geworden war. Mutiger geworden, schrieb ich als nächstes ein Konzept für eine Halbstunden-Sendung, ging unangemeldet zum Sender Freies Berlin (SFB)... und hatte eine Stunde später den Vertrag für eine Sendung in der Tasche. Alles schien möglich.

Mein Referendariat machte ich an der Schilling-Schule in Berlin-Neukölln, einer Schule mit einem Trakt für Körperbehinderte und einem anderen für Sprachbehinderte.

Den Weg zur Uckermark-Grundschule fand ich über die Tochter meiner damaligen Freundin. Wir suchten nach einer passenden Grundschule für sie und landeten dabei auf einer Informationsveranstaltung der Uckermark-Schule. Das, was ich dort über den Modellversuch zur Nichtaussonderung Behinderter hörte, gefiel mir außerordentlich gut, und ich hatte das Gefühl, dass ich hier auch einen interessanten Arbeitsplatz finden könnte. Meine Bewerbung verlief ausgesprochen kurz und unkonventionell:

Ich fragte die Informations-Runde: „Braucht ihr noch einen Sonderschullehrer?“

Die Lehrer nickten: „Ja.“

„Und bei wem muss ich mich da bewerben?“

„Bei mir!“ kam es aus einer hinteren Ecke.

„Und wer sind Sie?“

„Ich bin hier der Schulrat.“

„Und ich heiße Werner Schulte.“

Ja, so ging das. Das war 1982, kurz vor Ende meines Referendariats. Eine Stunde nach meinem Zweiten Staatsexamen war ich bereits auf dem Schulamt von Schöneberg, unterschrieb einen unbefristeten (!) Vertrag und begann meine Arbeit an der Uckermark-Grundschule im zweiten Jahr des Modellversuchs¹. Grundprinzip der Uckermark-Grundschule war die „Nichtaussonderung Behinderter“. Im Gegensatz zur „Integration“, die von der Ein-

¹ Vgl. Peter Heyer, Ulf Preuss-Lausitz, Gitta Zielke: Wohnortnahe Integration. Gemeinsame Erziehung behinderter und nicht behinderter Kinder in der Uckermark-Grundschule in Berlin. Weinheim (Juventa) 1990.

gliederung Behinderter ausgeht, wollten wir es gar nicht erst dazu kommen lassen, dass eingegliedert werden muss. Wir waren und sind der Meinung, dass alle Kinder des Einschulungsbezirkes das Recht haben, an „ihrer“ Schule eingeschult zu werden. Wir hatten eine durchschnittliche Klassenfrequenz von 20 Kindern, von denen zwei Kinder „besonderen pädagogischen Förderbedarf“ hatten. Jeder Sonderschullehrer – so auch ich – war für die entsprechenden Kinder einer – dreizügigen – Jahrgangsstufe zuständig. Außerdem gaben wir normalen Unterricht, durften allerdings vorerst nicht als Klassenlehrer arbeiten. Es war eine spannende Zeit in einer überwiegend guten Atmosphäre mit sehr vielen unglaublich engagierten Kolleginnen und Kollegen. In dieser Zeit hatte ich allerdings auch meine persönlichen „Theatersprengsel“ gesetzt. Ursprünglich als sonderpädagogische Maßnahme gedacht, produzierte ich mit je drei halben Klassen pro Halbjahr kleine Theaterstückchen in einem leer stehenden Klassenraum. Dennoch wurde ich mit meiner Arbeit nicht glücklich. Ich war jede Stunde in einem anderen Raum mit anderen Kindern und mit immer verschiedenen Inhalten beschäftigt und fühlte mich als „Mädchen für alles“ nach einigen Jahren innerlich aufgerieben und zerrissen.

1987 schrieb ich in den Ferien ein Drehbuch für einen Fernsehfilm, eine Komödie, in der zwei Behinderte, ein geistig behinderter und ein körperbehinderter Mann, die Hauptrollen spielen. Als Reaktion auf meinen öffentlichen Verriss der damaligen „Aktion Sorgenkind“ in der Presse hatte mir Hans Mohl, einer der Organisatoren, in einem privaten Gespräch vorgeworfen, ich würde nur kritisieren, sei aber nicht in der Lage, es besser zu machen. Also packte mich der Ehrgeiz, und nachdem ich die Grundidee für einen Film mit behinderten Menschen beisammen hatte, machte ich mich an die Arbeit – nicht nur, um es Hans Mohl zu beweisen, sondern auch mir selbst. Dem Südwestfunk gefielen Idee und Buch, und so hatte ich wieder einmal das Glück des Anfängers und beim ersten Versuch einen Treffer. Die Erfahrungen, die ich im Zusammenhang mit diesem Filmprojekt machte, empfand ich als ausgesprochen belebend und nachhaltig. Sehr wichtig war mir vor allem die Zusammenarbeit mit meiner damaligen Redakteurin, die mir ein paar grundlegende Regeln zum Drehbuchschreiben beigebracht hat. Sie hat mir einen hohen, professionellen Qualitätsanspruch vermittelt, den ich seitdem an das Schreiben und Inszenieren meiner Theaterstücke anlege (wenngleich mit unterschiedlichem Erfolg).

Als wir kurz darauf, im Februar 1989, einen halbprofessionell eingerichteten Theaterraum in der Schule bekamen, erhielt ich die Möglichkeit mich neu zu erproben. Ich wurde zeitweise vom normalen Unterricht freigestellt und entwickelte zusammen mit Kindern aus den sechsten Klassen mehrere Theaterstücke. Es machte unglaublichen Spaß und alle arbeiteten bis zum Umfallen. Die Motivation der Schüler war sehr hoch, und die Arbeitsatmosphäre war derart positiv, wie ich sie im normalen Schulalltag nie erlebt hatte. Das war meine Welt! Und ich konnte gar nicht glauben, dass etwas, das so viel Spaß macht, seriöse Arbeit sein kann. Umso brutaler empfand ich den Übergang zurück zum normalen Schulalltag am Ende der jeweiligen Theaterprojekte. Es war wie Weiß und Schwarz, Heiß und Kalt, Süß und Bitter. Ich fühlte mich zunehmend wie ein Fremder, und das normale Lehredasein wurde für mich unerträglich. Darum beschloss ich, ein Sabbatjahr zu nehmen und zu versuchen, eine Berufs-Alternative zur Schule zu finden. Angestachelt durch meinen Erfolg beim ersten Film gedachte ich Drehbuchautor zu werden. Viele lange Tage saß ich daraufhin allein vor dem Computer und schrieb und schrieb... Es kam sogar ein passables Drehbuch dabei heraus, aber ich landete so richtig schön im Nirgendwo, im sanften, seichten Nirgendwo. Es ist wohl doch nicht so einfach mit dem Erfolgreich-Werden. Dieses Jahr war sehr frustrierend, gleichzeitig aber auch sehr lehrreich. Es hat mir zu einer realistischeren Erwartungshaltung und Selbsteinschätzung verholfen. Dennoch scharren in meinem Hinterkopf – bis heute – einige Ideen, die ich gerne verwirklichen würde.

Am Ende des Sabbatjahres dachte ich mit Grauen an die Rückkehr in den Schulalltag zurück. Durch glückliche Umstände wurde meine schlimme Erwartung enttäuscht. Ich bekam gleich zwei Jobs. Der erste war eine halbe Stelle in Ostberlin, wo ich mit den dortigen Grundschullehrern neue Unterrichtsformen am Beispiel der Theaterarbeit erproben sollte. Und an der Uckermark-Schule bekam ich die Möglichkeit, ausschließlich Theaterarbeit zu machen – ebenfalls mit einer halben Stelle. Ich bin dann in Berlin-Weißensee und Berlin-Mitte durch die Schulen gegangen, habe Fortbildungen durchgeführt und den Lehrern bei ihren Projekten geholfen, und an der Uckermark-Schule installierte ich die „Theaterprojekte in den fünften Klassen“. Seit dieser Zeit gehören die Theaterprojekte zum regulären Bestand-

teil des Unterrichts in dieser Klassenstufe.² Ich schrieb jedes Jahr drei Theaterstücke, baute die Kulissen und inszenierte. Die Arbeit machte Spaß, war aber sehr anstrengend und mit einer halben Stelle eigentlich nicht zu schaffen. Zum Glück wurde das von der – damals noch freundlich gesinnten – Schulaufsicht auch so gesehen, und nach drei Jahren bekam ich an der Uckermark-Schule eine ganze Stelle. Sie war vom Senat (vergleichbar Landesministerium) und vom Bezirk (Kommune) finanziert und kostete die Schule selbst keine einzige Stunde aus ihrem normalen Kontingent. Das waren traumhafte Bedingungen. Und ich brauchte viele Jahre harter Arbeit, bis ich aufhörte, mich dafür zu entschuldigen, eine Arbeit zu haben, die mir große Freude macht. Ich zählte keine Stunden, machte keinen Feierabend und kein Wochenende. Ich benutzte einen Großteil der Ferienzeit, um die immer neuen Stücke zu entwickeln, zu schreiben und zu überarbeiten... und merkte gar nicht, wie ich zum Workaholic mutierte. Immer nur ein Thema im Kopf, immer auf der Suche nach Ideen, immer auf Recherche, immer nur Theater.

Irgendwann merkte ich es auch gesundheitlich: die dauernde Anspannung hatte mein vegetatives Nervensystem an den Rand der Verarbeitungskapazität gebracht und ich musste lernen, meine Ansprüche herunter zu schrauben. Seitdem nahm ich häufiger einmal eins meiner alten Stücke und schrieb es auf die Belange der jeweiligen Klassen um. Aber zum Glück blieb auch dabei genug Arbeit für alle Beteiligten übrig, so dass ich kein schlechtes Gewissen haben musste. Nach wie vor waren die Theaterprojekte für die beteiligten Kinder Crashkurse in Sachen soziales Lernen und boten den Rahmen für eine Riesenfülle an Förder- und Fordermöglichkeiten. In jeglicher Richtung. Da war Platz für „Schwerstmehrfachbehinderte“ und „Schwerstmehrfachbegabte“, Mauerblümchen und Platzhirsche, Lernbehinderte und Lesekönige, Frustrierte und Motivierte. Bei der gemeinsamen Arbeit auf ein gemeinsames Ziel hin habe ich derartig viele positive Entwicklungsschritte von Kindern erlebt wie niemals zuvor bei meiner Arbeit als

² Vgl. Werner Schulte: Vom Sonderschullehrer zum Theaterlehrer. In: Peter Heyer u.a. (Hrsg.): Zehn Jahre wohnortnahe Integration. Behinderte und nichtbehinderte Kinder gemeinsam in ihrer Grundschule. Frankfurt a. M. (Arbeitskreis Grundschule) 1993, S. 151-153; Klaus-Dieter Lenzen und Werner Schulte: Haupt- und Nebendarsteller, Kleine und Große. Theaterarbeit als Modell produktiver Integration des Verschiedenen. In: Friedrich Jahresheft XXII 2004: Heterogenität. Unterschiede nutzen – Gemeinsamkeiten stärken, S. 47-49.

regulärer Sonderschullehrer. Eine entsprechend gute Resonanz erhielt ich auch von allen Beteiligten, seien es die Schüler, Eltern oder Lehrer.

Bis heute haben über 1000 Kinder an bislang 47 Theaterprojekten teilgenommen. Zur Zeit läuft die letzte Produktion dieser Art, dann hat das allgemeine „Sparen“ leider auch meinen Job erreicht. Im nächsten Jahr werde ich mit einem Großteil meiner Stunden wieder als normaler Sonderschullehrer eingesetzt. Mit einem kleineren Anteil soll ich weiterhin Theaterarbeit machen, aber ich befürchte, dass meine Möglichkeiten sehr eingeschränkt sein werden. Wenn ich es mir leisten könnte, würde ich gern einmal etwas ganz Neues ausprobieren. Ideen hätte ich auch, leider noch nicht den dazugehörigen Lottogewinn.

Inzwischen haben wir an unserer Schule etwa 30-40 Prozent Ausländer, früher waren es um die 20 Prozent, die neuen ersten Klassen haben 70%. Es gab einmal eine Welle, da waren es sehr viele Russland-Deutsche, Jugoslawen, aber sonst vor allem Türken und Araber, das ist die Mehrheit. Und für Behinderte hatten wir den Schlüssel 18 (nicht Behinderte) zu 2, als wir anfangen. Jetzt dagegen kann es sein, dass es vier sind, drei, vier, fünf, kann auch sein, dass mal keiner dabei ist. Wir haben auch „Schwerstmehrfachbehinderte“ gehabt, die zählten aber extra. Also die meisten Behinderungen, in Führungsstrichen, laufen unter Lernbehinderungen und Sprachauffälligkeiten, die eben schon im frühen Kindesalter diagnostiziert wurden. Körperbehinderungen kommen relativ wenig vor, etwa kongruent mit den statistischen Zahlen, die spiegeln sich in etwa wider. Zum Beispiel in dem Stück, das wir gerade vorbereiten – ein Stück, das wir schon einmal einstudiert haben – hat in der ersten Fassung ein Kind mitgespielt, das keinen Muskel bewusst bewegen konnte. Der Junge hatte dann eine Rolle, die dazu passte, das war eben der schwer behinderte Opa. Also in der Arbeit, die ich mache, geht das immer irgendwie. Das größte Problem für die Theaterarbeit – wie auch für den pädagogischen Alltag – sind aber sozial unangepasste Kinder, so möchte ich die einmal bezeichnen.

Vor diesem Hintergrund wird wohl verständlich, dass mich, wie viele andere Lehrer auch, zur Zeit die Schulpolitik wirklich umtreibt: Wenn es zum Beispiel in den Klassen 1 und 2 keine Lernbehinderten mehr gibt, also Lernbehinderung erst ab Klasse 3 offiziell festgestellt wird, wie das hier in Berlin jetzt der Fall ist, dann begegnet man nach meiner Auffassung den bestehenden Problemen durch Vermeidung, das heißt die Probleme werden aus-

geblendet. Der Hintergrund dafür – jedenfalls hier in Berlin – ist, dass dadurch Geld gespart wird, und zwar Geld für Lehrerstellen. Aber wenn es darum geht, die Kinder zu begleiten, ihnen die Hilfe zu geben, die sie brauchen, dann braucht man Personal, egal, ob man die Kinder als behindert bezeichnet oder nicht. Daran wird inzwischen leider sehr gespart, was wir natürlich auch in der Uckermark-Schule zu spüren bekommen. Und auch ich muss jedes Jahr von neuem damit rechnen, dass das Privileg eines eigens ausgewiesenen Theaterlehrers nicht auf immer zu halten ist. Also ich habe diese Position jetzt 15 Jahre inne und weiß seit 15 Jahren nicht, was im nächsten Jahr passiert: Ist diese Extra-Stelle zu halten oder nicht? Bisher ist an unserer Schule das Theater das einzige Projekt, das im Zuge von Stellenstreichungen noch nicht angetastet worden ist. Solange die Schule kann, wird sie das Projekt erhalten. Aber wenn irgendwann die Mittel so eng sind, dass nicht einmal mehr genug Geld da ist, um den Basisunterricht stattfinden zu lassen, dann wird es keine Entscheidungsfreiheit mehr geben. Die Theaterarbeit, die ich mache, hat übrigens bisher nur ein einziger Kollege von mir aufgegriffen, an einer anderen Schule hier in Schöneberg, aber ansonsten sind wir die einzige Schule mit einem expliziten Theaterprojekt und Theaterlehrer. Das ist schon exotisch, auch für Berliner Verhältnisse. Da es aber auch viele andere Dinge gibt, die erhaltenswert sind, ohne erhalten zu werden, warum sollte gerade in meinem Fall die große Ausnahme gemacht werden?

Ich glaube, deutlich geworden ist an meiner Erzählung, dass ich kein typischer Lehrer bin und dass mich, biographisch und inhaltlich gesehen, die Mischung aus freier künstlerischer Arbeit und Schule reizt. Im Moment mache ich zu 100 Prozent Schule, könnte mir aber gut vorstellen, Schule und freie Arbeit stärker zugunsten der freien Arbeit miteinander zu koordinieren. Wie schon gesagt, nebenher beginne ich mit dem Schreiben, das mich vielleicht ein bisschen in andere Gefilde bringt, raus aus der eingefahrenen Beamtenkrämerseele. Vor 15 Jahren habe ich doch schon einmal einen Sprung ins Wasser gewagt und bin jetzt doch mehr oder weniger, auch wenn das Theater-Projekt bedroht ist, etabliert. Die Vorstellung von etwas ganz Neuem bereitet mir aber auch heute wieder eine Mischung aus Lust und Angst.

Aber ganz aufgeben werde ich die Schule wahrscheinlich nicht. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass ich u. a. auch für eine Familie zu sorgen habe. Meine Frau ist auch Lehrerin, erst seit eineinhalb Jahren mit der Ausbildung fertig, und wir haben zwei Kinder, eines geht noch in den Kindergarten, das andere in die erste Schulklasse. Ich hätte niemals gedacht, dass ich einmal ein richtiger Familienvater würde, und trotzdem ist es so gekommen. Das will ich abschließend zum Anlass nehmen, meine Sichtweise über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie – verbunden mit dem Lehramt – kurz darzulegen: Ich persönlich habe – auch schon damals im Studium – nie gedacht, dass der Lehrerberuf gut mit einer eigenen Familie zu verbinden sei. Und heute finde ich, im Gegenteil, Schule und Familie sind eine schwierige Kombination; denn man kommt ja aus der Schule – da war wieder viel los – mit einer bestimmten Frequenz im Ohr, und wenn dann quasi das Gleiche zu Hause noch einmal passiert, wird man manchmal ungerecht gegenüber seinen eigenen Kindern. Ich finde Schule und Familie teilweise schwer zu vereinbaren. Zwar geht das einerseits zeitlich ganz gut, man hat die Möglichkeit, nachmittags mit den eigenen Kindern etwas zu regeln und den Tagesablauf zu organisieren. So gesehen habe ich rein logistisch größere Möglichkeiten als manche anderen Eltern. Das befreit mich aber nicht von meinen menschlichen Zügen, die nämlich besagen, dass auch ich genervt sein kann, wenn ich bestimmte Dinge öfter erlebe, und ich erlebe mich dann manchmal als nicht so tollen Vater, wenn ich aus der Schule komme und denke, lasst mich bitte mal in Ruhe. Das merken auch natürlich die Kinder. Und von daher finde ich: Diese Verbindung zwischen Beruf und Familie hat Vor- und Nachteile, aber sie stellt wirklich keine ideale Verbindung dar. Alles in allem gesehen gehört aber auch die Familie nun fest zu meinem Leben und wird bei den bevorstehenden – ungewollten und gewollten – beruflichen Umstrukturierungen eine wichtige Rolle spielen.

7. Gabriele Boll, Studienrätin

„Ich hatte schon immer ein starkes Interesse daran, Schule mitzugestalten“

Ich bin 1955 geboren und 1961 eingeschult worden, damals hieß das noch in die Volksschule, heute heißt das ja in die Grundschule. Das war insofern ein ganz wichtiges Datum, als diese Volksschule – Ehrenschule hieß sie, ich kann mich noch ziemlich genau daran erinnern – im Grunde schon einen kleinen Grundstein für meinen späteren Werdegang gelegt hat. Ich hatte nämlich eine ganz tolle Lehrerin. Das war Frau L., deren Namen ich auch nicht vergessen werde. Viele andere Namen, die später kamen und eigentlich noch viel frischer im Gedächtnis sein müssten, habe ich vergessen, aber Frau L. war eben für mich von Anfang an ein absolutes Vorbild. Ich könnte sie auch heute noch beschreiben. Nach der Grundschule bin ich dann aufs Gymnasium gekommen. Es war damals noch so, dass man eine Aufnahmeprüfung machen musste, die für alle verpflichtend war. Ich bin auf ein so genanntes sprachliches Gymnasium in Düsseldorf gegangen – das war bis dahin alles in Düsseldorf – allerdings nur für eineinhalb Jahre, weil mein Vater dann versetzt wurde. Für mich zunächst einmal fatal; denn in ein anderes Bundesland, nach Baden-Württemberg (Sindelfingen) zu gehen, hieß auch, dass ich auch in ein tendenziell anderes Schulsystem hineingestürzt wurde. Dort gab es dann zwei verschiedene Gymnasien, ein mathematisch-naturwissenschaftliches und ein sprachliches. Das sprachliche war auf einem Berg, das mathematisch-naturwissenschaftliche aber lag vor unserer Haustür. Also dachten meine Eltern und auch ich, es wäre günstiger, auf das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium zu gehen. Da habe ich aber erst einmal richtig gemerkt, was das bedeutete. Das war eine ganz harte Zeit, und ich habe jedes Jahr um meine Versetzung gekämpft, weil ich immer in Mathematik und Physik ein Problem hatte. Dort sind wir geblieben, bis ich etwa 16 war, dann sind wir zurückgegangen nach Düsseldorf, das heißt mein Vater wurde wieder zurück versetzt.

In Düsseldorf ging ich dann zum Lise-Meitner-Gymnasium. Da habe ich auch angefangen, in der Schülersvertretung zu arbeiten und war unter anderem in den Ausschüssen, die sich mit der Oberstufenreform beschäftigt haben. Durch diese Umstrukturierung konnte ich vom mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig wieder ein bisschen wegkommen und andere Schwerpunktfächer wählen. Ja, und 1974 habe ich das Abitur gemacht,

keiner hätte es geglaubt, in normalem Tempo, am Lise-Meitner-Gymnasium, aber eben in einer absoluten „Anti“-Zeit, also ohne Abitur-Ball und so, heute unvorstellbar! Also heute gehe ich fast jedes Jahr zum Abi-Ball, ist immer groß, pompös und so weiter. Das war damals alles nicht so.

Danach habe ich das, was, wie gesagt, als Grundstein schon durch Frau L. gelegt worden war, wieder aufgegriffen, indem ich eben Lehrerin werden wollte. Ich musste nur noch überlegen, welche Fächer ich studieren wollte. Aber ich habe praktisch gegen mein Elternhaus das Abitur gemacht und studiert. Mein Vater wollte es überhaupt nicht, aber meine Mutter hat mich dann doch unterstützt. Mein Vater wollte vielmehr, dass ich nach der Mittleren Reife zu IBM, „seiner“ Firma ginge und dort Top-Sekretärin würde. Gerne auch vorher vielleicht ein Jahr ins Ausland, damit ich eben Top-Englisch könnte und dann Top-Sekretärin würde und natürlich dreimal so viel verdienen würde wie jemals als Lehrerin. Und natürlich hätte er sich einen Manager als Mann für mich gewünscht. Das war so etwa seine Vorstellung. Das hat allerdings überhaupt nicht hingehauen, dadurch, dass ich nach dem Abitur dann Englisch und Deutsch, also Anglistik und Germanistik, an der Universität Düsseldorf studiert habe. Wobei ich sagen muss, dass das ein Sprung ins kalte Wasser war, denn – man merkt ja erst hinterher, wie gut die Schule, an der man gewesen ist, wirklich war – ich habe sehr schnell feststellen müssen, wie viele Lücken ich hatte, wie wenig ich wusste, wie man lernt, und wie wenige Techniken ich doch vermittelt bekommen hatte. Ich habe dann sehr, ich kann nicht sagen: darunter gelitten, aber es war auf jeden Fall schwer. Von zu Hause habe ich auch kein Geld bekommen und konnte kein Bafög beantragen, weil meine Eltern eben selber zu viel Geld verdienten. Mein Vater hat mir die Unterstützung verweigert, und meine Mutter kam ab und zu vorbei und gab mir einen 50-Mark-Schein oder so, aber damit kam ich ja nicht weit. Jedenfalls habe ich im Studium fast durchgängig nebenbei gearbeitet und von meinen Eltern eher selten Geld bekommen. Es renkte sich dann zwischendurch immer wieder ein, vor allem durch die Vermittlung meiner Mutter, bis es aber irgendwann doch zu einem richtigen Bruch kam. Das war kurz vor dem Examen und richtig schlimm, weil ich mir dann auch Geld leihen musste, um das Studium weiter durchziehen zu können. Mein Vater hatte mit mir eben ganz andere Vorstellungen; denn er hatte selber die Erfahrung gemacht, dass ein Studium einen im Leben nicht unbedingt weiterbringt. Das war seine Erfahrung, seine ganz persönliche Erfahrung; denn er hatte Jura studiert und wollte Richter wer-

den, aber in der Sozialgerichtsbarkeit, wo er gern arbeiten wollte, gab es einen Engpass, so dass er mit seinem mittelmäßigen Examen nicht übernommen wurde, obwohl er auch schon einen Doktorgrad hatte, den er mit „summa cum laude“ geschafft hatte. Aber er ist trotzdem nicht übernommen worden. Und dann ist er zu IBM gegangen und war dort gleichstehend mit allen möglichen Mitarbeitern, die nie eine Universität von innen gesehen hatten. Er hat sich dort hochgearbeitet, ist dort Top-Manager geworden – und ich sollte ja Top-Sekretärin werden – und war dort unter anderem auf einer Ebene mit Nicht-Studierten, entsprechend dem „American way of life“: Man brauchte andere Schlüsselqualifikationen, um Karriere zu machen. Das war eben auch meinem Vater später wichtig. Und man weiß ja, im Lehrerberuf kann man in dem Sinne keine Karriere machen. Dafür gibt es überall woanders bessere Möglichkeiten. Das ist bei uns immer wieder der Punkt gewesen.

Trotzdem habe ich dann mein Studium abgeschlossen. Das Problem war aber zu der Zeit, als ich 1981 fertig wurde, dass eine absolute „Lehrerschwemme“ herrschte und es schon schwierig war, überhaupt einen Referendariatsplatz zu bekommen. Wobei ich dazu sagen muss, dass ich in der Zeit nicht sehr flexibel war, was die Mobilität anging. Ich war inzwischen in Bremen, also in Düsseldorf hatte ich angefangen zu studieren und bin nach sechs Semestern – nach dem Philosophicum – nach Bremen gewechselt und habe dort das Studium auch abgeschlossen, mit Praktika und so weiter, das war sehr hilfreich; denn in Düsseldorf hatte ich mehr oder weniger in einem Elfenbeinturm studiert. Nach dem Examen 1981 musste ich ein- einhalb oder zwei Jahre überbrücken, ehe ich überhaupt einen Referendariatsplatz bekam. Aber in dieser Zeit habe ich mich schon in den lehrenden Berufen „getummelt“, an der Volkshochschule, bei der Angestelltenkammer, überall habe ich Kurse gegeben, was mir danach im Referendariat sehr geholfen hat. Ja, und irgendwann habe ich dann diesen Referendariatsplatz in Bremen bekommen und dort mein Referendariat gemacht. Da stand ich sehr unter Druck, weil die Chancen, anschließend übernommen zu werden, gering und meine Fächer keine „Exotenfächer“ waren, sondern eine relativ gängige Fächerkombination darstellten. Insofern fühlte ich mich unter Druck, habe dann aber ein sehr gutes Examen gemacht. Das hatte ich mir vorgenommen, unbedingt, und alles hineingesteckt, um eben diesen von mir ersehnten Beruf erlangen zu können. Das hat mir aber trotzdem nichts

genützt. Ich habe mich fünf Jahre lang beworben, in allen Bundesländern, bis ich dann meine erste Stelle bekommen habe.

Zwischendurch war ich im Ausland, als Lektorin an der Universität in New Castle (Großbritannien), was mich unendlich bereichert hat, und was auch – beruflich gesehen – die beste Zeit meines Lebens war; denn ich bekam relativ viel Geld für eine interessante, wenig stressige Arbeit. Danach habe ich ein Jahr lang beim Wissenschaftsrat gearbeitet, und in dieser Zeit kam plötzlich eine Zusage für das Lehramt, weil irgendein Computer meinen Namen doch noch ausgespuckt hatte. Eigentlich war ich zu der Zeit beim Wissenschaftsrat schon ganz anders orientiert. Es hat mich aber trotzdem nicht eine Sekunde Überlegung gekostet. Es war für mich sofort klar, dass ich diese Lehrerstelle annehmen wollte, obwohl sie – ich musste erst einmal auf die Landkarte gucken – im ländlichen Hessen lag, aber immerhin zwischen Kassel und Göttingen. Ja, erst dann war ich endlich – mittlerweile schrieben wir das Jahr 1989 – in meinem heiß ersehnten Lehrerberuf angekommen, wenn auch nicht in dem Schultypus, den ich mir eigentlich vorgestellt hatte, sondern an einem so genannten beruflichen Gymnasium. Das ist ein hessisches Modell, in dem praktische berufliche Ausbildungen mit der allgemeinen Hochschulreife abschließen, weil die gesamte Fächerpalette entsprechend unterrichtet wird. Dort war ich etwa drei Jahre, und dann hat meine Versetzung nach Göttingen an mein heutiges Gymnasium geklappt. Das war 1992. Nun sind wir da angekommen, wo ich auch jetzt noch bin, seit praktisch genau 13 Jahren. Und hier unterrichte ich Deutsch und Englisch.

In diesen letzten 13 Jahren habe ich mich zwischendurch auch gerne abordnen lassen an die Orientierungsstufe; die im Niedersachsen-Modell das fünfte und sechste Schuljahr umfasst. In dieser so genannten Orientierungsstufe waren noch alle Schüler zusammen, es wurde also noch nicht grundsätzlich differenziert, wenn auch bereits in einzelnen Fächern in A-, B- und C-Kursen unterrichtet wurde. Während ich hier in Göttingen am Gymnasium war, habe ich solche Abordnungen zweimal für zwei Jahre an zwei verschiedene Orientierungsstufen erhalten und dort jeweils die 5. und 6. Klasse unterrichtet. Aber sonst unterrichte ich eigentlich immer schon alles von Klasse 7 bis 13, wobei es sich so entwickelt hat, dass, wenn es an die Oberstufe geht, mein Schwerpunkt eher auf Englisch als auf Deutsch liegt.

In Deutsch unterrichte ich also vorwiegend Grundkurse und in Englisch Leistungskurse.

Wenn ich noch einmal auf meine Motivation für den Lehrberuf zurückkomme, kann ich sagen, für mich war es wirklich diese eine Person, diese eine Grundschullehrerin, die mich so beeindruckt hatte. Ich weiß gar nicht, ob sie allein lebte, aber sie machte auf mich einen sehr selbstständigen Eindruck als Frau und ging in unserer Klasse mit einem sehr zielstrebigem Auge vor. Also das, was man heute Innere Differenzierung nennt, das hat sie damals schon sehr gut im Blick gehabt. Und ich gehörte in der Grundschule, zumindest in bestimmten Fächern, zu den etwas besseren Schülern, und deshalb hat sie mich – und ich war ganz stolz darauf – darin angeleitet, anderen zu helfen, auch bei den Hausaufgaben, diese zum Beispiel noch einmal nachzugucken, und das hat mir unwahrscheinlich viel Spaß gemacht. Damit fing das eigentlich an. Sie selber war eine sehr interessante Person, auch schön anzusehen, sie trug irgendwie immer schicke Kleidung, hatte – sie war ja schon älter – mit Sicherheit schon graue Haare, aber eben mit einem lila Stich, das hat mich alles schwer beeindruckt. Sie hat mich sozusagen als Person und als Pädagogin sehr stark beeindruckt. Und damit ging es los, dass dieser Wunsch in mir entstand: So möchtest du einmal werden, etwa in der Art, also eine gewisse Persönlichkeit, aber eben auch eine pädagogische Persönlichkeit. Das war, glaube ich, der Ursprung meines Wunsches. Davon bin ich eigentlich nicht mehr losgekommen, also andere Berufsfelder haben mich nie wirklich interessiert. Ich war sehr stark auf dieses Ziel geeicht, und umso mehr dadurch, dass mein Vater nun so dagegen war. Ich wollte es allen zeigen und meinem Vater im Besonderen, dass ich das konnte. Das hat sich wie ein roter Faden durchgezogen, und ich kann sagen, dass es später einen Moment großer Befriedigung in meinem Leben gab, als nämlich irgendwann mein Vater endlich anerkennen musste, dass ich einen guten Weg gegangen bin.

Meine Mutter und ich waren immer sehr stark von meinem Vater dominiert. Meine Befreiung von meinem Vater hat begonnen, als ich etwa 16 Jahre alt war, und mit 18 bin ich sofort – Knall auf Fall – ausgezogen, nachdem ich in diesen besagten zwei Jahren immer versucht hatte, noch eine andere Solidarität zwischen meiner Mutter und mir herzustellen, die darauf abzielte, dass auch meine Mutter ihn verlassen würde, diesen Patriarchen. Aber sie hat überhaupt nicht durchgehalten und stand immer zwischen uns. Eigent-

lich ist es bis heute mehr oder weniger so geblieben, nur muss man sagen, dass wir durch Gespräche als Familie irgendwann wirklich zueinander gefunden haben. Und inzwischen haben wir ein gutes Verhältnis zueinander. Meine Mutter hatte selbst früher auch einen Beruf als Bürokraft/Sekretärin ausgeübt, den sie aber aufgegeben hat, als ich zur Welt kam. Sie hat später mehrere Versuche gemacht, doch noch einmal wieder anzufangen, aber mein Vater hat das immer zu unterbinden gewusst, was übrigens bei mir sehr stark dafür gesorgt hat, immer finanziell unabhängig zu sein, sodass ich jederzeit alleine leben kann und auf niemanden angewiesen bin und so weiter. Also dieses Bedürfnis hat familiäre Ursprünge. Aber damit hatte mein Wunsch, Lehrerin zu werden, nichts zu tun.

Als ich dann aber endlich in der Schule war – ich bin ja in gewisser Weise einem Mythos hinterher gerannt – habe ich natürlich die Realität als Lehrerin kennen gelernt. Ich glaube, jeder Lehrer – egal welcher Schulform – hat am Anfang unendlich viel Arbeit, es stürzen unendlich viele Anforderungen auf einen ein. Und als Gymnasiallehrer spielt das nochmals in besonderem Maße eine Rolle, weil man sich auch fachlich sehr gründlich und immer wieder von Neuem vorbereiten muss. Die universitäre Ausbildung hatte mich überhaupt nicht auf das vorbereitet, was ich letztlich in der Schule brauchte, an Wissen, an Können, an Inhaltlichem, was ich vermitteln sollte, so dass es am Anfang sehr anstrengend war. Auch mit den großen Klassen zurechtzukommen, mit der hohen Stundenzahl und eben mit meinen beiden (Korrektur-)Fächern, das habe ich zum Beispiel lange Zeit unterschätzt. Meine Fächerwahl hatte ich zum Beispiel überhaupt nicht auf ihre Realitäts-tauglichkeit im Berufsleben überprüft, sondern war nur meinen Neigungen nachgegangen. Ein großer Fehler! Denn ich habe auch andere Neigungen, die sich als Fächerkombination in der täglichen Arbeit viel besser geeignet hätten, zum Beispiel immer eines der beiden Fächer, die ich habe, Deutsch oder Englisch, in Kombination mit Sport oder mit Kunst. Das wären zwei weitere Fächer, die ich sehr gerne unterrichten würde und für die ich auch zumindest so ein Talent habe, dass es für die Schule ausreichen würde. Aber mit meinen Fächern kam ich in die Schule, und dann brach alles über mir zusammen wegen der hohen fachlichen Anforderungen und der vielen Korrekturen. Ich stelle immer wieder fest, Menschen, die im selben Beruf stehen wie ich, aber eine andere Fächerkombination haben, führen ein ganz anderes Leben als ich. Und irgendwann dachte ich natürlich auch, mein Gott, warum bist du nicht Goldschmiedin geworden, warum hast du nicht

etwas Handwerkliches gelernt – Umgang mit den schönen Dingen – wo etwas Konkretes entsteht, wo man den Erfolg sofort sieht? All das hat man als Lehrerin in der Schule nicht. Aber dafür war es dann doch zu spät. Und ich bin auch nicht wirklich unglücklich. Ich habe eben, wie gesagt, andere Berufsfelder im engeren Sinne nie ernsthaft in Erwägung gezogen und überprüft.

Ich habe allerdings im Laufe der Jahre meine Stundenzahl an der Schule reduziert. Also die Möglichkeit des Reduzierens halte ich für ein ganz wichtiges Privileg. Das geht ja in nur wenigen Berufen, dass man wirklich mit seiner Stundenzahl so jonglieren kann, wie wir Lehrer das können. Das hat mir sehr geholfen. Und nachdem ich das erste Mal in meinem Leben jongliert hatte, also meine Stundenzahl reduziert habe, seitdem habe ich nur noch selten voll gearbeitet. Also ich habe fast immer reduziert gearbeitet. Ich habe dann zwischendurch hier mal ein Jahr und da mal ein Jahr voll, aber sonst immer mit unterschiedlichen Stundenzahlen reduziert gearbeitet. Dadurch habe ich wieder eine höhere Befriedigung erreicht, weil natürlich auch Kapazitäten freigesetzt wurden. Ich sitze dann eben nicht immer stundenlang am Schreibtisch und lese 30 Aufsätze zu höchstens zwei verschiedenen Themen oder so, sondern ich kann zum Beispiel auch in Ausschüssen mitarbeiten; denn ich hatte schon immer ein starkes Interesse daran, Schule mitzugestalten¹:

An meiner alten Schule war ich und an dieser Schule bin ich auch wieder Vertrauenslehrerin für die Schüler, SV(Schülervertretungs)-Beraterin heißt es heute. Das bedeutet, dass man die Schülervertretung beratend unterstützt und auch Seminare für Schülervertreter/innen durchführt, damit die Schüler/innen lernen, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen und sich als wichtigen Teil von Schule zu begreifen. Das ist am Gymnasium, glaube ich, sehr wichtig, weil wir ja ein Fachlehrerprinzip haben und die Schüler deshalb selbst, was die Gestaltungsmöglichkeiten angeht, relativ wenig zum Zuge kommen, wenn sie nicht selbst die Initiative ergreifen. Auf diesem Gebiet gab zwischenzeitlich auch bei der Landesschulbehörde Fachberatung, und ich bin eben Fachberaterin für Schülervertretungsfragen für den Südbereich des Regierungsbezirkes Braunschweig. Für diese Tätigkeit habe

¹ Vgl. exemplarisch Lions Quest: Erwachsen werden. Life-Skills-Programm für Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I. Handbuch für Lehrerinnen und Lehrer. 2. deutsche Ausgabe. Wiesbaden 2000.

ich mich weiterqualifiziert und bilde andere Lehrerinnen und Lehrer, die an ihren Schulen SV-Berater sind, darin aus. Ich veranstalte also Fortbildungen im größeren Stil, darunter auch Fortbildungen für die Schülervereine aus den verschiedenen Schulen. Ich mache das mit einer Kollegin zusammen. Wir haben gemeinsam ein Konzept entwickelt, das schulformübergreifend ist. Wir laden Schüler und Schülerinnen zu den Schülerseminaren und Lehrer und Lehrerinnen zu den Lehrerseminaren ein. Die kommen von der Sonderschule, Hauptschule, Realschule bis hin zum Gymnasium, alle zusammen, weil das auch ein Thema ist, das verbindet und durch das Barrieren abgebaut werden können. Inzwischen bin ich an meiner Schule auch für den (Arbeitsgruppen-)AG-Bereich zuständig. Das heißt, es hat immer bestimmte Verantwortlichkeiten in meinem beruflichen Leben gegeben, die mir wichtig sind.

Man bekommt natürlich auch häufiger Aufgaben angeboten, um den Karriereschritt von A 13 nach A 14 zu beantragen, aber ich habe eigentlich immer nur die Dinge getan, hinter denen ich inhaltlich stehen konnte. Rektorin einer Schule zu werden oder Ähnliches kann ich mir nicht vorstellen – zumindest unter den derzeitigen Bedingungen nicht – denn das ist im Wesentlichen Verwaltungsarbeit. Pädagogisch kann man besser auf der „unteren“ Ebene, wenn man so will, arbeiten und gestalten. Als Lehrerin hast du für die Klassen, in denen du bist, die volle Verantwortung, und damit auch die volle Gestaltungsmöglichkeit. Also da kannst du wirklich – deinen eigenen Energien gemäß – aus dem Vollen schöpfen, wie du es gerne möchtest, natürlich eingebunden in Beschlüsse der Fachkonferenz und der Gesamtkonferenz, aber die bieten doch einen sehr großen pädagogischen Spielraum – fachlich zum Teil auch, aber pädagogisch auf jeden Fall – den man eben nutzen kann oder nicht. Viele Lehrer am Gymnasium nutzen diesen Spielraum leider nicht. Das ist eben der Punkt, würde ich sagen, woran das Gymnasium krankt. Durch das Fachlehrerprinzip sind die Kolleginnen und Kollegen sehr stark darauf geeicht, ihre begrenzten Inhalte unterzubringen und danach den Raum wieder zu verlassen, und das machen sie in Klasse X genauso wie in Klasse Y, obwohl vielleicht völlig unterschiedliche Kinder oder Jugendliche vor ihnen sitzen. Aber zum Glück werden immer mehr Fortbildungen angeboten in diesem Bereich, nicht nur fachlich, sondern

auch pädagogisch orientierte, gerade für Gymnasiallehrer. Klippert² ist auch im Gymnasialbereich inzwischen angekommen, auch als Fortbildungsmöglichkeit, um vom Frontalunterricht wegzukommen und auf ein anderes Lernen zu setzen, auf ein Miteinander lernen und darauf, dass Schüler das Lernen lernen. An unserem Studienseminar, an dem ich auch mitarbeite, haben wir eben auch ein SV-Modul entwickelt für Referendare und Referendarinnen, das in diese Richtung zielt und sehr gut ankommt. Im letzten Jahr war übrigens an diesem Studienseminar die Stelle einer Pädagogischen Mitarbeiterin zu besetzen. Inhaltlich hätte mich das absolut gereizt. Man ist dann Fachleiter/in für Pädagogik und tritt alleine und in Kombination mit den Fachleitern des jeweiligen Faches auf und ist für alle Referendarinnen und Referendare des Faches Pädagogik zuständig. Es ist aber sehr aufwändig, von der Arbeitsbelastung und auch von der Mobilität her gesehen, weil man ja in sämtliche Schulen fahren muss, und es wird nicht entsprechend entlohnt. Ich wäre bei der Besoldungsstufe A 13 geblieben, hätte diese eigentlich sehr viel höher qualifizierte Arbeit geleistet, hätte aber keine Aussicht auf A 14, geschweige denn A 15 – wie die Fachleiterstellen früher dotiert waren – gehabt. Von daher habe ich mich dann entschieden, den AG-Bereich, von dem ich gesprochen habe, als Funktionsstelle an meiner Schule zu übernehmen und damit die Aussicht auf A 14 zu verbinden.

Deutlich geworden ist sicherlich, dass ich mein Leben sehr auf meine Berufstätigkeit konzentriere. Das liegt aber gewiss nicht daran, dass ich strikt dagegen wäre, eigene Kinder zu haben. Letzteres hatte wohl vielmehr biographische Gründe: Es hat auf jeden Fall etwas mit der Rolle meiner Mutter zu tun und damit, dass ich „es einmal anders machen“ wollte als sie. Und außerdem war es ja für mich nicht so einfach, überhaupt in meinen Beruf hineinzukommen. Von daher habe ich eine sehr lange Zeit in einer unsicheren Grundsituation gelebt. Ich wusste nicht genau – zum Beispiel zwischen Studium und Referendariat – wie viele Kurse bekomme ich jetzt, und kann ich davon leben? Das war immer unsicher. Das war der eine Punkt. Dann hat es mich nach England verschlagen, und ich war dort drei Jahre in einer ganz fremden Umgebung, und als ich zurückkam, war die Stelle beim Wissenschaftsrat zunächst auch nicht unbefristet, sondern wurde erst nach einem halben Jahr umgewandelt. Die habe ich aber doch auch wieder aufgegeben

² Vgl. Heinz Klippert: Eigenverantwortliches Arbeiten und Lernen. Bausteine für den Fachunterricht. 4. unveränderte Auflage, Weinheim und Basel (Beltz) 2004.

und war dann an der Schule zunächst Beamtin auf Probe. Und mit diesen ganzen (Orts-)Wechseln waren eben auch keine ganz stabilen Beziehungen verbunden. Jedenfalls war ich nie in abgesicherten Verhältnissen, weil ich mich beruflich immer neu orientieren musste. Und irgendwie ist die Zeit darüber hingegangen, und die Lebensumstände, die ich gerne gehabt hätte, um ein Kind zu bekommen, waren nicht vorhanden. Aber heute bin ich an und für sich sehr zufrieden und habe nicht das Gefühl eines verhinderten Kinderwunsches. Das nicht, aber es hätte auch anders kommen können.

Immerhin habe ich meinen langjährigen Traumberuf wirklich ergreifen können, besser gesagt, einen meiner Traumberufe. Ein anderer Traumberuf wäre es, eine erfolgreiche Künstlerin zu sein. Aber das ist wirklich ein absoluter „Traum“, der natürlich auch von der Vorstellung geprägt ist, dass man die Möglichkeit hat, mehr nach seinem eigenen Rhythmus zu arbeiten und nach seinen eigenen Vorstellungen. Wenn du in der Schule bist, gibt es eben vorgegebene Rhythmen, das fängt morgens um acht an, und dann musst du in 45 Minuten – oder in einer Doppelstunde – dieses und jenes erreichen, du musst dich eben stark an bestimmte Strukturen halten. Trotzdem, es ist interessant, wie man zu seinem Beruf kommt, wie man dabei bleibt, wie man seine Ziele verfolgt. Ich bin nur froh, das Gefühl zu haben: Alles in allem habe ich es richtig gemacht.

8. Sabine Lingenauber, Erzieherin, Diplom-Heilpädagogin (FH),
Diplom-Pädagogin, Dr. phil.

*„Es geht mir um die Sache der Integration, dafür setze ich mich ein
und investiere meine Energie“*

Ich bin 1963 geboren und wurde bereits mit fünfeneinhalb Jahren, also vorzeitig eingeschult, und zwar auf Vorschlag des Kindergartens. Das hat meinen schulischen Werdegang auf jeden Fall beeinflusst. Am Ende der Grundschulzeit bekam ich von Seiten der Grundschullehrerin die Empfehlung, zur Hauptschule zu gehen. Nach dem ersten halben Jahr an dieser Schule wurde ich mit meinen Eltern von der dortigen Lehrerin eingeladen – das war eine ganz junge Lehrerin – um uns zu raten, dass ich die Schule wechseln soll, weil die Entscheidung für die Hauptschule ihrer Meinung nach falsch war. Ich bin dann aber trotzdem dort geblieben; denn meine Eltern haben mir die Entscheidung überlassen und haben gesagt: du kannst wechseln, aber das musst du selbst entscheiden. Aber ich war in dem Alter – ich war ja damals erst zehn Jahre alt – überfordert, die Entscheidung zu treffen, auf eine andere Schule zu gehen, die ich nicht kannte, die sehr weit weg war, nicht in unserem Wohnfeld, und deshalb bin ich dann dort geblieben. Und diese Lehrerin hat daraufhin ganz klar zu mir gesagt, dass ich das alles auch noch auf dem Zweiten Bildungsweg machen könnte. Als Kind hatte ich natürlich noch keine Vorstellung davon, was dieser zweite Weg sein sollte, aber mir war irgendwie klar, es gibt einen ersten und einen zweiten und ich könne nach der getroffenen Entscheidung auch diesen zweiten Weg gehen und das war erst einmal so eine gute Aussicht. Ich habe dann also die Hauptschule abgeschlossen, und danach sind meine Eltern mit mir umgezogen, vom Essener Norden in den Essener Süden. Und da ich ja dann sozusagen den Zweiten Bildungsweg beschreiten wollte, musste ich die 10. Klasse Hauptschule absolvieren, um dann auf eine weiterführende Schule gehen zu können. An diesem neuen Wohnort gab es aber keine Hauptschule. Und da ist mir klar geworden, dass der Umzug einen großen Wechsel des sozialen Umfeldes bedeutete: Das eine war eben eine Zechengegend im Essener Norden gewesen und das andere eine Villengegend im Essener Süden, in der meine Eltern eben ein Haus gebaut hatten. Da ist mir auch die Wertigkeit der Schulformen noch deutlicher geworden; dass niemand dort an diesem Ort, der gar nicht so klein war, auf eine Hauptschule ging, das hat mich schon damals sehr berührt. Ich selbst musste dann jeden Tag in

den Essener Norden fahren, habe dort in einer bunt zusammen gewürfelten Gruppe von Schülerinnen und Schülern, die alle irgendwie von weiter her kamen und in dieser Klasse gebündelt wurden, die 10. Klasse gemacht, und dann kam die erste Ausbildungsentscheidung. Meine Eltern hatten eine kaufmännische Ausbildung für mich vorgesehen. Ich habe auch ein Bewerbungsgespräch bei der AEG mitgemacht, wusste aber selbst, dass ich das nicht wollte. Ich hatte damals schon eine klare Vorstellung darüber, dass ich etwas Pädagogisches machen wollte. Ich habe dann die Fachoberschule besucht und das Fachabitur gemacht, nach dem Fachabitur die Erzieherinnenausbildung, und nach der Erzieherinnenausbildung bin ich im Erzieherinnenberuf tätig geworden und habe dreieinhalb Jahre eine Gruppe mit nicht behinderten und einzelnen behinderten Kindern geleitet. Das war zu der Zeit, etwa 1984 bis 1988, noch ohne jegliche Unterstützung, und eigentlich war auch in meiner Ausbildung das Thema Behinderung oder Integration nicht vorgekommen. Ja, ich habe danach studiert an der Fachhochschule, von 1988 an sieben Semester, und habe nach dem Fachhochschulstudium gewusst, ich würde gerne noch weiter studieren. Der Wissenserwerb war mir eigentlich nicht ausreichend. Ich habe dann verschiedene Dinge berufsbegleitend versucht, weil ich sofort nach dem Fachhochschulabschluss Fachberaterin für integrative Kindergärten geworden bin mit einer Teilzeitstelle. Letztendlich habe ich dann an der Gesamthochschule Universität Essen berufsbegleitend den Diplom-Pädagogik-Abschluss gemacht. Das ist meines Wissens die einzige Hochschule in Nordrhein-Westfalen, an der man das auch berufsbegleitend machen konnte. Das hat ziemlich lange gedauert, weil das Studium eben auch schwer zu verbinden war mit der Berufstätigkeit, aber es war halt doch machbar. Und als ich dieses Studium dann fertig hatte, hatte ich ja formal auch die Möglichkeit zu promovieren, im direkten Anschluss an das Studium, also gewissermaßen übergangslos. Ich habe dann die Berufstätigkeit als Fachberaterin gekündigt und bin als wissenschaftliche Mitarbeiterin an die Universität Dortmund gekommen, wo ich dann promoviert habe im vierten angefangenen Promotionsjahr. Das war im Rahmen eines Forschungsprojektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft, das sich mit dem Zusammenhang zwischen Normalität und Behinderung befasste, das aber nach drei Jahren – für uns überraschend – nicht (wie geplant) weiterfinanziert wurde, so dass ich plötzlich arbeitslos wurde, zum ersten Mal in meinem Leben. Das war auch keine leichte Situation. Ich habe dann in einem halben Jahr die Promotion beendet und mich bundes-

weit, aber auch in meinem engeren Umfeld beworben und hatte mehrere Stellen zur Auswahl. Entschieden habe ich mich schließlich, zum Deutschen Jugendinstitut nach München zu gehen, und zwar als wissenschaftliche Mitarbeiterin wieder in meinen ureigensten Bereich der Elementarpädagogik, um dort auch wieder (auf einer zeitlich befristeten Stelle) in einem Forschungsprojekt mitzuarbeiten. Nach eineinhalb Jahren dann – das Promotionsverfahren war abgeschlossen – habe ich angefangen, mich auf Fachhochschulprofessuren zu bewerben, und zwar auf genau zwei an der Zahl. Ich erhielt einen Ruf an die Katholische Fachhochschule Berlin, aber als ich dort gerade meine Arbeit begonnen hatte, erhielt ich einen zweiten Ruf an eine andere Hochschule, an der ich mich beworben hatte. Die eine Professur war eher heilpädagogisch, die andere eher integrationspädagogisch ausgerichtet, und ich habe dann nach einem einzigen Semester in Berlin den Ruf nach Fulda angenommen und bin jetzt Professorin für Integrationspädagogik an der Fachhochschule Fulda.

Aber noch einmal zurück zu meinem Wunsch, überhaupt einen pädagogischen Beruf ergreifen zu wollen: Ich habe mich eigentlich, so lange ich denken kann, sehr gerne um Kinder gekümmert. Also ich habe früh begonnen, Babysitterin für die jüngeren Kinder in der Nachbarschaft zu sein. Ich fand Kinder sehr faszinierend und fand auch den Umgang mit ihnen schön, ja, das Zusammensein und der Umgang mit Kindern, das war eigentlich das Motiv dafür, in einen pädagogischen Beruf zu gehen. Wer natürlich in dieser Hinsicht auch sehr wichtig für mich gewesen ist, ist die Hauptschullehrerin, die wirklich eine sehr gute Pädagogin war und einen sehr guten Unterricht machte, und die ja sehr achtungsvoll mit uns Kindern umgegangen ist. Das fand ich sehr beeindruckend; denn in dieser Klasse waren auch Kinder, die sich in sehr schwierigen Lebenssituationen befanden und die auch in sehr schwierigen sozioökonomischen Verhältnissen gelebt haben. Das war schon eine Klasse, in der die Probleme geballt auf die Schüler einwirkten. Und diese Lehrerin ist wirklich in einer ganz tollen Art und Weise damit umgegangen. Und, so würde ich sagen, mich hat auch beeindruckt, wie sie das gemacht hat. Aber der eigentliche Anziehungspunkt, hinterher in den Kindergarten gehen zu wollen, war jetzt nicht diese Lehrerin, sondern die Erzieherinnen-Ausbildung zu wählen, war eigentlich durch zwei Dinge beeinflusst: zum einen, dass ich sehr gerne mit Kindern zusammen war, mir das Spaß gemacht hat und ich auch spürte, dass ich das gut kann, und zum anderen war ja das Spektrum der Auswahlmöglichkeiten, die ich hatte,

nicht beliebig offen. Ich konnte natürlich eine Wahl treffen, das habe ich dann auch gemacht, aber ich hatte nicht das Gefühl, frei wählen zu können. Ich hätte sonst eher direkt ein sozialpädagogisches Studium gewählt. Ich wäre dann gar nicht Erzieherin geworden. Ich wäre sofort, wie es manche nach dem Fachabitur gemacht haben, an eine Hochschule gegangen und hätte Sozialpädagogik studiert. Also ich wäre in jedem Fall in einen pädagogische Beruf gegangen. Das heißt die Richtung, in die ich gehen wollte, die war mir eigentlich klar. Aber es war ja auch familiär irgendwie nicht gewünscht, dass ich studierte. Meine Eltern haben beide eine kaufmännische Ausbildung und haben sich danach selbstständig gemacht, sie haben also ihr ganzes Leben lang als Selbstständige gearbeitet, und es war für sie das Naheliegendste, dass ich ebenfalls in einen solchen Bereich gehen würde. Bei meinem Bruder, das ist auch interessant, war das schon anders. Also mein Bruder hat erstmal Abitur gemacht, also hat einen sehr geradlinigen, sozusagen den Ersten Bildungsweg beschritten. Und es war auch klar, mein Bruder würde studieren. Er ist Informatiker geworden, hat an einer Universität studiert, er hat einfach einen ganz anderen Weg eingeschlagen. Das ist schon etwas, was ich jetzt zurückblickend, aber auch schon in der damaligen Zeit sehr bewusst wahrgenommen habe, dass das Unterschiede sind, und dass mein Weg irgendwie nicht der geradeste Weg sein würde. Na ja, aber im Essener Norden ist es eben so gewesen, dass die meisten Kinder, also Kinder, die auch mit mir in der Grundschule waren, und insbesondere auch viele Mädchen eben, wie ich, zur Hauptschule gingen. Das waren natürlich meine Freundinnen, die mit mir zu dieser Schule gingen. Das hat auch den ersten Übergang erleichtert, weil ich natürlich gerne mit meinen Freundinnen zusammen in die Schule ging. Aber es gab auch Mädchen in meiner Klasse, das waren zwei, ich erinnere mich genau, welche Wirkung das auf uns hatte, die zum Gymnasium oder zur Realschule wechselten. Der Weg teilte sich doch sehr stark an dieser Stelle. Die wenigen, die zum Gymnasium gingen, das waren aus meiner Klasse, so wie ich mich daran erinnere, zwei Mädchen, dazu kam die große Gruppe, die dann mit mir zur Hauptschule wechselte. Ich kann das schwer einschätzen. Nein, ich denke, aus den Zensuren ist das eigentlich nicht hervorgegangen. Man hätte auch eine Realschule vorschlagen können. Und von daher weiß ich nicht, was das ausschlagende Motiv war.

Aber gut, ich bin dann Erzieherin geworden, und als ich mich dann entschieden habe, meinen Beruf aufzugeben und zu studieren – ich war ja da schon Mitte 20 – da war der ausschlaggebende Punkt dafür, ein heilpädagogisches Studium zu wählen, die Erfahrung, die ich mit behinderten Kindern in meiner Gruppe gemacht hatte. Ich hätte zu der Zeit genauso gut in Essen Sozialpädagogik studieren können, habe mir aber die Fachhochschule mit dem heilpädagogischen Studiengang angeschaut, bin dann auch dort zur Studienberatung gewesen, und habe sehr bewusst entschieden, einen Bereich zu wählen, den ich aus der Praxis kannte, der aber in meiner Erstausbildung kein Thema gewesen ist. Ich bin mit sehr konkreten Fragen in dieses Studium gegangen und ich habe das Glück gehabt, dass diese Fragen in den Seminaren auch adäquat beantwortet wurden. Ich habe sehr bewusst die Studieninhalte ausgewählt, sehr intensiv Integrationspädagogik studiert und auch gewusst, dass die folgende Berufstätigkeit in jedem Fall in diesem Bereich sein sollte. Also ich wusste, dass ich nach dem Abschluss auf keinen Fall wieder in die Regelpädagogik gehen würde und auch nicht in die Sonderpädagogik. Mir war klar, ich wollte in ein integrationspädagogisches Arbeitsfeld und habe das dann natürlich auch verbreitet und habe dann wirklich unmittelbar nach dem Studium eine entsprechende Stelle bekommen: Aufgabe war es, in einer Stadt im Ruhrgebiet die Integrationspädagogik im Elementarbereich aufzubauen und zu erweitern. Fast gleichzeitig bekam ich an der alten Fachhochschule einen Lehrauftrag genau für diesen Bereich. Also dieser Weg, mich gezielt in einem Spezialgebiet zu qualifizieren, um später genau auf diesem Gebiet zu arbeiten, hat sich als gangbar erwiesen. Das ging, das funktionierte einfach.

Ich will noch kurz erläutern, warum ich dieses große Interesse am Studium der Integrationspädagogik hatte: In meine Kindergartengruppe wurde, als ich noch Erzieherin war, ein Kind aufgenommen, das bereits in eine Sonderschule eingeschult worden war und dort als nicht schulfähig, also nicht einmal als sonderschulfähig galt. Es folgte der Versuch, dieses Kind nochmals für ein Jahr in den Kindergarten zurück zu geben. Und dieses Kind hat sich dann selbst meine damalige Gruppe „ausgesucht“, also es kam zunächst in eine andere Gruppe, wollte dann aber gerne in meine Gruppe wechseln, was auch geschah, und ist dann dort auch ein Jahr geblieben. Was Schulfähigkeit oder auch Behinderung bedeutet, ist mir klar geworden durch die Auseinandersetzung mit diesem Kind, und diese Auseinandersetzung hat mich auch zur Integrationspädagogik geführt. Wie dieses Kind sich

allein durch die Tatsache, in einer Gruppe mit nicht behinderten Kindern seinen Platz zu finden, verändert hat und nach nur einem Jahr dann fähig war, auf eine Schule für lernbehinderte Kinder zu gehen – in dem Ort gab es keine Integrationsklassen – ein Kind, für das man wegen seiner massiven Verhaltensweisen sogar eine geschlossene Psychiatrie-Unterbringung angedacht hatte, das hat mich nachdrücklich beeinflusst. Die Gemeinschaft unterschiedlicher Menschen bietet enorme Entwicklungspotenziale für Kinder mit Behinderungen, aber auch für nicht behinderte Kinder. Und ich bin sehr froh, das war schon auch biographisches Glück, dass ich diese Erfahrung gemacht habe und auch nach dem Studium integrativ, eben als Fachberaterin für Integrations-Kindergärten weiterarbeiten konnte.

Trotzdem hatte ich damals das Gefühl, dass mein erworbenes Wissen aus dem Fachhochschulstudium mir noch nicht ausreichte. Ich hatte Spaß am Lernen und hatte sehr viele Themen, die ich noch vertiefen wollte, und ich hatte einfach das Gefühle, das war's noch nicht. Diese sieben Semester haben mir nicht gereicht. Ich wollte noch mehr wissen: das war das Motiv dafür noch weiter zu studieren. Es war zwar ein Teil abgerundet worden, es hatte sich enorm viel verändert, aber das hat mir einfach noch nicht ausgereicht. Und mein Entschluss, an die Universität Essen zu gehen, hat sich auch sofort als gut erwiesen. Also ich habe dort Seminare gefunden, deren Inhalte mich begeistert, fasziniert haben. Ich bin damals konfrontiert worden mit der Reggio-Pädagogik¹, die ich auch schon vorher, wenn auch nur flüchtig, durch die Kindergartenarbeit kannte. Ich bin dann auch auf Anregung eines Professors nach Italien gefahren und habe dort in den entsprechenden Einrichtungen hospitiert. Also mein Wunsch, noch mehr Wissen zu erwerben, der zunächst sehr allgemein war, wurde dann dort absolut konkret. Auch die empirischen Forschungsmethoden waren ein sehr breit angelegtes Feld, in das wir in vielen Seminaren, auch sehr praxisorientiert, eingeführt wurden. Das war einfach so interessant, dass ich diesen Spagat zwischen der Berufstätigkeit und dem Studium relativ gut gemeistert habe, weil mir das auch Kraft gegeben hat und Freude bereitet hat. Dieses zweite Studium, in das ich ja dann noch gezielter gegangen bin, auch in die Veranstaltungen, die ich sehr gezielt ausgewählt habe, das war zwar auch anstrengend, aber im Grunde genommen überwiegt doch, wenn ich darauf zu-

¹ Vgl. exemplarisch Gisela Hermann u. a.: Das Auge schläft bis der Geist es mit einer Frage weckt. Krippen und Kindergärten in Reggio/Emilia. Berlin (Synanon) 1984.

rückblicke, die Freude, die ich dabei hatte. Ich habe ja dann noch eine zweite Diplomarbeit geschrieben², was ich zuerst natürlich schwierig fand, als Berufstätige noch einmal eine Diplomarbeit zu schreiben, aber ich habe dann unbezahlten Urlaub zum Teil genommen und meinen Jahresurlaub dafür aufgehoben, um das überhaupt bewältigen zu können. Aber in dieser zweiten Diplomarbeit lag natürlich auch eine Chance. Die erste war sozusagen eine Art Vorübung gewesen und in der zweiten habe ich zum Beispiel meinen Schreibstil noch einmal deutlich verändert. Auch das war wieder eine sehr positive Erfahrung. Ich wollte ja auch etwas beschreiben, und das hat neben der Anstrengung auch wieder viel Freude bedeutet. In dem zweiten Studium wurden wir sehr direkt darauf hingewiesen, dass der Abschluss des Studiums nicht leicht sein würde, weil wir ja alle berufstätig waren. Uns wurde aber auch gesagt, welche Möglichkeiten wir nach Abschluss des Studiums haben würden. Und damit war natürlich auch der gedankliche Raum eröffnet: ja, was will ich denn eigentlich dann mit dem Abschluss machen? Mir persönlich wurde dann direkt nach Abschluss des Studiums die Möglichkeit zur Promotion im Rahmen des schon erwähnten DFG-Projektes an der Universität Dortmund gegeben. Der Wunsch, selbst zu forschen, hat sich vielleicht – ich weiß es nicht mehr genau – im Rahmen der praktischen Forschungsaufgaben im Studium an der Universität Essen ergeben. Und der Wunsch, Professorin zu werden, würde ich sagen, ist eigentlich mit der Promotion entstanden. Soweit hatte ich vorher nie gedacht. Ich war ja lange Lehrbeauftragte, auch schon direkt nach dem Fachhochschulstudium. Natürlich war das etwas, was mir totalen Spaß gemacht hat. Das habe ich immer sehr gerne gemacht, und deshalb habe ich auch die Lehraufträge nie aufgegeben. Neben allem, was ich gemacht habe, habe ich ja die Lehraufträge immer weitergeführt. In der Zeit, erinnere ich mich gut, hat damals eine Freundin zu mir gesagt: ja, du kannst ja noch Professorin werden. Da erstmal habe ich so gedacht: ja, kann ich noch Professorin werden, so im Sinne von: ja, eigentlich stimmt das, diese Möglichkeit ist jetzt plötzlich durch die Promotion wirklich eröffnet, aber erstmal war ich von diesem Gedanken überrascht. Ich kannte eigentlich niemanden, der promoviert hatte und der zudem die Promotion mit dem Ziel, Professor oder Professorin zu werden, verband. Das war dann natürlich neu im Doktorandinnen-Kolloquium, oder auch bei den wissenschaftlichen Fachtagungen, die

² Vgl. Sabine Lingenauber: Einführung in die Reggio-Pädagogik. Kinder, Erzieherinnen und Eltern als konstitutives Sozialaggregat. Bochum (Projekt Verlag) 2001.

ich dann besucht habe. Ungefähr nach eineinhalb Jahren meiner Projekt­tätigkeit gab es eine Ausschreibung „Bewerbungstraining für angehende Professorinnen“, also für Frauen, die den Wunsch hatten, Professorin zu werden, und dort habe ich mich beworben und bin auch angenommen worden. Das war eine Initiative der Bundesregierung zur Frauenförderung in Hochschule und Wissenschaft. Durch dieses Bewerbungstraining ist mir klar geworden, ich habe wirklich Chancen Professorin zu werden. Und dann habe ich mich sehr früh schon einmal auf eine solche Professur beworben, obwohl die Dissertation erst zur Hälfte fertig war, und bin dann auch eingeladen worden zu einem Probevortrag und habe die Rückmeldung bekommen, wenn ich die Promotion abschließe, hätte ich gute Aussichten, eine Professur zu bekommen. Ich brauchte natürlich auch noch weitere außeruniversitäre Berufspraxis, und deshalb bin ich dann – das war mit hochgradigen Risiken besetzt – nach Süddeutschland gezogen und habe dort, nur mit einem Zeitvertrag, an einem außeruniversitären, sehr renommierten Forschungsinstitut gearbeitet. Aber dieses Risiko war es dann auch wert und hat schließlich auch dazu geführt, dass ich zwei Professuren angeboten bekam.

Heute bin ich froh, dass ich sowohl über Praxis- als auch über Theorieerfahrungen verfüge. Wir brauchen Personen in der Integrationspädagogik, die über beides verfügen. Aber der Motor für diese doch enorme Anstrengung – der Qualifizierungsprozess war ja sehr lang und mit einer enormen Anstrengung verbunden – der Motor, um überhaupt diese Energie aufzubringen, war die Faszination und auch die Identifikation mit dem Thema Integration. Ich habe zwischendurch viele Angebote bekommen, auch sehr interessante Tätigkeiten zu übernehmen. Ich hätte Lehrerin an einer Fachschule für Heilerziehungspfleger werden können. Ich hätte eine integrative Kindertagesstätte leiten können, also Leiterin einer solchen Einrichtung werden können. Ich habe immer wieder Angebote bekommen, mich irgendwo zu situieren und eine feste Stelle anzunehmen und diesen Qualifizierungsweg zu verlassen, aber das nicht zu tun hing auch damit zusammen, dass natürlich auch eine enorme Energie freigesetzt wird, wenn sich Wissen, praktisches und theoretisches Wissen, über Jahre hinweg erweitert. Das setzt einfach enorme positive Energien frei und gibt auch die Möglichkeit, in den jeweiligen Feldern Einfluss zu nehmen. Sehr unterschiedlich natürlich: einmal vielleicht konkret für ein „schwerstmehrfach“ behindertes Kind einen Integrationsplatz zu finden, den es bislang in der Stadt vielleicht nicht gegeben

hat, und für dieses eine Kind etwas zu bewirken und damit auch den Pädagoginnen die Angst vor dieser neuen Situation zu nehmen, bis hin zu der Möglichkeit, eine Publikation zu verfassen, in der ein neues theoretisches Verständnis dargelegt wird, das, wenn es in der Praxis aufgenommen wird, auch zu deren Veränderung führt. Und das ist für mich Sinn gebend. Also es geht mir sehr um die Sache der Integrationspädagogik, ob ich mich nun als Erzieherin für die Integration eines einzelnen Kindes einsetze oder auch später dann in der Fachberatung daran mitwirke, dass sich die regionalen Integrationsmöglichkeiten quantitativ und qualitativ verbessern, oder ob ich durch eine Publikation eine größere Leser(innen)schaft finde, die sich mit Integration beschäftigt, das ist für mich der Sinn gebende Punkt. Natürlich habe ich auch persönlich davon profitiert. Aber es geht mir um die Sache der Integration, dafür setze ich mich ein und dafür investiere ich meine Energie, und das gibt mir gleichzeitig wiederum Energie, um weitere Ideen in diesem Bereich zu realisieren. Ich will noch ein konkretes Beispiel geben: Als ich mein Handbuch zur Reggio-Pädagogik³ fertig hatte, da ist mir an dem Tag, als diese Arbeit vollbracht war, die Idee für ein neues Buch gekommen. Ich war ganz entsetzt über mich selbst und habe gedacht: das kann doch jetzt nicht wahr sein. Das eine gerade fertig, da kommt mir die Idee fürs nächste, das kann es doch jetzt nicht sein. Ich bin doch so froh, dass das eine jetzt endlich abgeschlossen ist. Und dann habe ich die neue Idee auch erstmal weit weg geschoben, habe eineinhalb Jahre lang immer mal wieder daran gedacht, aber im Grunde genommen bestand keine Notwendigkeit, wieder ein neues Buch zu machen, von der Sache her. Ich bin jetzt ganz neu in dieser Professur, gerade einmal im zweiten Semester, ich könnte meine Energien und Kräfte jetzt ausschließlich in diese Rolle geben und in diesen Neuanfang. Trotzdem ist die Buchidee soviel konkreter geworden: Es handelt sich um ein Handlexikon der Integrationspädagogik, das ich herausgeben möchte, und es geht mir darum, das Wissen, das ich über die Integrationspädagogik habe, zu bündeln und verschiedene Diskurse, die bislang voneinander abgespalten existieren, miteinander zu verknüpfen und zwar mit dem Gedanken an die Leserschaft, das sollen vor allem die Studierenden sein. Es soll ein dreibändiges Lexikon für die Ausbildung werden. Ich bilde jetzt im Schwerpunkt Integrationspädagogik Sozialpädagogen aus, sie können insgesamt zwischen drei Schwerpunkten wählen und einer davon

³ Sabine Lingenauber (Hrsg.): Handlexikon der Reggio-Pädagogik. Bochum/Freiburg (Projekt Verlag) 2004.

ist Integrationspädagogik, und da fehlt es meiner Meinung nach an einem solchen Handbuch. Und deshalb habe ich mich entschieden, das selbst herauszugeben. Das ist der Zusammenhang für mich. Ich mache es jetzt dafür, weil es mir in der Sache sehr wichtig ist, und das erzeugt dann für mich diese Wechselwirkung, dass ich Kraft hineingebe, aber auch Kraft wieder heraushole.

Also wenn ich meinen beruflichen Werdegang jetzt noch einmal als ganzen betrachte, dann kann ich sagen, ich habe meine berufliche Traumvorstellung wohl erreicht. Ja, so ist es. Und das erfüllt mich natürlich mit Freude, aber auch mit Stolz; denn es wird sicher nicht viele Frauen geben, die das über den Zweiten Bildungsweg gemacht haben. Und auch ich habe ja zuerst einen Beruf gehabt, ihn ausgeübt, dann eine neue Ausbildung angefangen, den zweiten Beruf ausgeübt und so weiter. Ich habe also auch nach der Promotion das Wissen, das ich innerhalb der Universität angesammelt hatte, in meine Arbeit im Deutschen Jugendinstitut eingegeben, und was ich dort wieder mitnehmen konnte, in die Professur einfließen lassen. Von daher ist das, was ich jetzt mache, auch für mich selbst sehr faszinierend, weil es gespeist ist von zwanzig Jahren Berufserfahrung im pädagogischen Feld. Und das spüren natürlich die Studenten; denn das ist authentisches Wissen, auch in Bezug auf die Praxis, worin auch die Chance für gerade dieses Lehrgebiet liegt. Wäre ich jetzt in ein anderes Lehrgebiet gekommen – die erste Professur in Berlin war ja eine für Heilpädagogik mit dem Schwerpunkt Diagnostik und Beratung – dann hätte das vielleicht nicht so gelingen können. Hier ist es jetzt durch den Schwerpunkt Integrationspädagogik möglich, aus all meinen Erfahrungsbereichen die Dinge zusammenzuführen und die Lehrveranstaltungen damit zu gestalten. Und dieser Gestaltungsspielraum gefällt mir eben sehr gut. Also, das macht mir viel Spaß, und es ist erstaunlich, welche Mosaik-Stücke welcher Erfahrungen zum Gesamtbild der jeweiligen Lehrveranstaltung führen. Das finde ich selbst wirklich erstaunlich. Von daher bin ich am Traumziel angekommen und sehe auch, dass ich erstmal die nächsten Jahre in dieser Rolle aufgehen kann. Die neuen Ziele liegen in der Sache, es geht darum, die Sache gut zu machen. Das ist mir wichtig. Ich möchte die Studierenden erreichen, ich möchte, dass sie sich später – zunächst im Anerkennungsjahr – bewusst eine Stelle suchen, hoffentlich im Bereich der Integrationspädagogik. Dass sie sich bewusst entscheiden für ihr Diplomarbeitsthema, und darauf habe ich ja auch Einfluss. Ich möchte nicht, dass sie versuchen ein sonderpäda-

gogisches Thema zu bearbeiten. Ich sage ihnen, sie schreiben im Schwerpunkt Integrationspädagogik und das heißt bei mir dann auch wirklich über Integration und nicht über Sonderpädagogik. Das versuche ich weiterzugeben. Ich selber habe ja auch einen roten Faden gefunden. Es kann natürlich sein, dass manche Studierende diesen Schwerpunkt gewählt haben und sich doch nicht identifizieren können oder auch mit der Sache selbst nichts verbinden können und vielleicht doch nicht so zur Integration und zum Integrationsgedanken stehen können. Dass sie das feststellen, ist ja im Rahmen des Studiums in Ordnung. Aber mein Einfluss, den ich ausüben möchte, liegt darin, dass sie sich erstmal darüber klar werden, dass sie das reflektieren und dass sie, wenn sie sich für die Sache der Integration engagieren wollen im Rahmen von einer Diplomarbeit oder einem Anerkennungsjahr, dass sie das dann auch bewusst machen. Sie darauf hinzuweisen, dass ich die Fachvertreterin für Integration und eben nicht für Sonderpädagogik bin, das genieße ich natürlich an dieser Stelle, auch wenn ich die Irritation bemerke, die ich damit vielleicht auslöse. Aber ich finde, es ist durchaus in meiner Rolle auch angemessen zu irritieren, damit ein Reflexionsprozess zu Stande kommt.

Abschließend ein paar Gedanken zum Zusammenhang zwischen Beruf und Familie: Ich hatte anfänglich erwähnt, mein Ausgangspunkt für einen pädagogischen Beruf sei schon in der Kindheit durch das Interesse an der Arbeit mit Kindern gelegt worden. Aber die Frage nach Beruf und Familie ist für mich eine weitergehende und vor allem keine leichte Frage. Ich will einmal so anfangen, darauf zu antworten: In meiner jetzigen Situation könnte ich mir zum ersten Mal überhaupt vorstellen, ein Kind zu bekommen. Das passt jetzt aber nicht mehr zu meinem Leben und zu meinem Lebensalter. Aber es ist so: Aus dem Hier und Jetzt heraus könnte ich es mir in dieser Situation leicht vorstellen, weil ich erreicht habe, was ich erreichen wollte, weil ich jetzt auch eine ökonomische Unabhängigkeit erlangt habe, weil ich mich – als Beamtin – in einer abgesicherten Situation befinde, weil ich beruflich in einem Umfang arbeite, in dem noch Zeit für andere Dinge im Leben übrig ist. Ob das jetzt genug Zeit wäre, um ein Kind zu erziehen, will ich einmal dahingestellt sein lassen, aber das alles war eben vorher nicht da. Also von daher ist diese Frage sehr, sehr schwierig zu beantworten für mich. Ich würde sagen, es ging mir bisher sehr stark um meine eigenen bildungsbiographischen Prozesse, die ich beschrieben habe. Die wären nicht zu verbinden gewesen mit einer gleichzeitigen Familiengründung. Außerdem bin

kein Mensch, der sich gern in Abhängigkeiten begibt, das heißt ich hätte selber niemals so einen Spagat geschafft, wie manche Frauen den wählen, zwischen eigenem Beruf und der Betreuung des Kindes durch Schwiegereltern oder Eltern oder auch eine finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann. Das ist für mich außerhalb jeder Diskussion gewesen, so dass ich die Kinderfrage nie ernsthaft in Erwägung gezogen habe. Ich habe immer gesagt, ich möchte keine Kinder, aber nicht, weil ich Kinder nicht mag. Das ist vielleicht das Erstaunliche; denn im Gegenteil: ich mag Kinder sehr, aber ich – für mich selbst – habe mich an einem gewissen Punkt entschieden und bin berufsbiographischen Dingen nachgegangen, die für mich bedeutsam waren. Und das bereue ich nicht. Aber es hatte seinen Preis. In meiner Situation wäre der Kinderwunsch nur auf dem Wege ökonomischer Abhängigkeit realisierbar gewesen, und das wäre für mich nicht machbar gewesen. Noch dazu halte ich die öffentliche Betreuungssituation für Kleinkinder – das Feld kenne ich ja – selbst für so schlecht, dass ich mein Kind, wenn ich eines gehabt hätte, zumindest im Krippenalter nicht hätte in eine Fremdbetreuung geben wollen. Dafür haben wir, wenngleich an manchen, aber längst nicht an jedem Ort die richtigen Einrichtungen. Wenn ich in Schweden leben würde oder in Italien, wäre es vielleicht etwas anderes, aber hier hätte ich mir das nicht vorstellen können. Von daher hat sich diese Frage für mich erledigt. Aber wenn die Bedingungen anders gewesen wären oder auch mein Bildungsweg ein anderer gewesen wäre, hätte sich auch diese Frage vielleicht anders gestellt.

9. Reinhard Völzke, Diplom-Sozialpädagoge

„Ich wollte einen Beruf, mit dem ich selbst wachsen konnte“

Ich bin 1964 in Gütersloh geboren und in einem kleinen Ort in der Nähe aufgewachsen. Meine Eltern kamen aus dem Osten und sind nach dem Krieg – wie so viele Menschen – in zwei Stationen geflohen, zuerst in die damalige Ostzone und danach weiter in den Westen, wo sie sich dann kennen gelernt haben. Ich bin in diesem kleinen Ort in Westfalen zur Grundschule gegangen, in eine evangelische Grundschule. Nach der Grundschule bin ich zum Gymnasium nach Rheda gekommen. Mit diesem Wechsel hatte ich aber große Probleme, und schon die Grundschule war mir nicht in den Schoß gefallen. Als Junge hatte ich manchmal andere Sachen im Kopf, als in der Schule gut zu sein. Man hat sonst etwas angestellt. Meine Schwester, ein Jahr jünger als ich, war in der Schule natürlich immer besser als ich, das zieht sich so durch, gewissermaßen als eines meiner Lebensthemen. Meine Schwester machte also das, was in der Familie erwünscht war. Sie kam auch ein Jahr nach mir auf das Gymnasium. Ich hatte schon im ersten Jahr Probleme mit den Sprachen, aber vor allem mit den Lehrern und mit dem gesamten System. Die schnell wechselnden Klassenzusammenhänge schon ab der fünften Klasse haben mir arg zugesetzt und auch die Entscheidungen, die man dort von Anfang treffen musste. Ich gehörte auch zu den so genannten Fahrschülern und dadurch war es immens aufwändig, zum Beispiel untereinander Kontakt zu halten, sich gegenseitig zu helfen oder zwischendurch einmal jemanden fragen zu können. Jedenfalls bin ich dann in der siebten Klasse gescheitert.

Meine Eltern legten immer sehr hohen Wert darauf, dass die Noten gut waren. Also mit einer drei nach Hause zu kommen war schlecht und eine zwei war das Mindeste. Das hat dazu geführt, dass ich vom ersten Tag an auf dem Gymnasium nachmittags lange lernen musste. Ich musste die Sachen wiederholen, ich musste richtig etwas tun für die Hausaufgaben und für die Klassenarbeiten, aber es entstand trotzdem ein super schlechtes Gefühl bei mir, nicht mitzukommen, zu versagen – und vor allem von zu Hause ein riesengroßer Druck auf mich. Es gab andere, die waren genauso schlecht oder noch schlechter und ich war eigentlich gar nicht so schlecht, aber es reichte eben nicht für dieses Familiensystem. Vor allem meine Mutter, die mich immer kontrolliert hat, hat einen immensen Druck gemacht. Und irgendwann habe ich mich dann verweigert, habe einen richtigen Wider-

standsgeist entwickelt. Relativ häufig bekam ich dann auch Magen-Darm-Grippen, also mir kam es richtig hoch, wenn ich an die Schule dachte, an den Druck, an die sehr große Klasse. Ich wurde oft gehänselt, hatte abstehende Ohren, habe später eine Schönheitsoperation machen lassen und erinnere ich mich noch gut, wie schmerzhaft das damals war. Das hat mir arg zugesetzt, war aber irgendwann überwunden. Jedenfalls war ich öfter krank und habe dann auch angefangen, Kranksein zu simulieren. Ich bin morgens nicht aufgestanden und habe so getan, als wenn mir schlecht wäre, obwohl es im Bett grottenlangweilig war. Ich hatte einfach Angst, die natürlich einige Mitschüler ausgenutzt haben und ich weiß nicht mehr, was letztlich das auslösende Moment dafür war, dass meine Eltern mit mir zusammen und der Klassenlehrerin die Entscheidung getroffen haben, mich von der Schule zu nehmen.

Ich bin dann in einem ganz anderen Ort in die Realschule gekommen, wo relativ viele Jugendliche auch aus meiner Wohngegend waren. Zwar bin ich ein Jahr zurückgestuft worden, weil ich statt Latein jetzt Französisch lernen musste, aber dort hat sich mein Selbstbewusstsein total gestärkt. Nach eineinhalb Jahren war ich Klassensprecher, bis zur zehnten Klasse, und ich weiß, dass ich mich dort viel wohler gefühlt habe. Einmal, weil es mit dem Lernen ganz anders ging, aber auch mit den Schülerinnen und Schülern und vor allem auch mit den Lehrern und Lehrerinnen. Jedenfalls hatte ich ganz tolle Lehrer in Mathematik, Deutsch, Gesellschaftslehre und so, und es war eine schöne Zeit mit vielen spannenden Sachen, mit kleineren Projekten, wenn auch nicht so, wie man das heute macht. Aber ich hatte den Eindruck, diese Schule war nicht so borniert gymnasial, sondern eben pragmatisch an den Möglichkeiten der Schülerinnen und Schüler orientiert.

In der Zeit war ich auch die ersten Male verliebt, aber ich habe nie den Mut gehabt, die Mädchen anzusprechen oder so etwas. Ich war also äußerst schüchtern, aber diese Zeit auf der Realschule hat mich gestärkt. Meine Schwester war weiterhin auf dem Gymnasium und dadurch war der unmittelbare Vergleich zwischen uns nicht mehr gegeben, und ich habe mir meine eigenen Sachen aufgebaut und war relativ schnell der beste Schüler. Ich war ja, mit genau sechs Jahren, relativ früh eingeschult worden, auf Antrag eingeschult, und vielleicht wäre es auch anders gewesen, wenn ich noch ein Jahr hätte warten können. Aber ich hatte auch nie in den Kindergarten gewollt.

In der Realschule war ich also leistungsorientiert, habe anderen geholfen, war natürlich auch strebsam und so weiter. 1981 habe ich den Realschulabschluss gemacht, und vorher war ich mit 14 konfirmiert worden. 1968 hatten meine Eltern ein Haus gebaut, und es musste immer noch jeder Pfennig dreimal umgedreht werden, weshalb ich auch erst mit meiner Schwester gemeinsam zur Konfirmation gehen sollte. Also meine Schwester stand immer stärker im Mittelpunkt als ich, so habe ich das empfunden, auch wenn da sicherlich viele Sachen eine Rolle spielten.

An diese Zeit – es war 1978 – erinnere ich mich noch genau, weil mich direkt nach der Konfirmation der Gemeindepfarrer angesprochen hat, ob ich nicht Lust hätte, beim Kindergottesdienst mitzumachen, und ich glaube, das war ein biographischer Wendepunkt für mich, der einen Einfluss auf meine Berufswahl hatte. Der Pfarrer hat mich gefragt, weil aus den Konfirmanden und Konfirmandinnen der Nachwuchs rekrutiert wurde, das ist ja üblich in Gemeinden und auch pfiffig, finde ich. Er hat wohl gemerkt, dass ich den Unterricht nicht nur so absaß, sondern dass mich wirklich die Sache interessierte und ich auch zu den biblischen Geschichten Fragen gestellt habe und so weiter. Der einzelne Kindergottesdienst bestand natürlich weitgehend aus der Auslegung einer biblischen Geschichte, didaktisch und methodisch kindgerecht aufbereitet. Das war ein wunderbares Entwicklungsfeld für meine Kreativität und Phantasie. Mit 14, 15, 16 Jahren habe ich das gemacht, einige Jahre lang also. Später habe ich in diesem Rahmen auch meine Partnerin kennen gelernt, die viel, viel später Mitarbeiterin im Kindergottesdienst wurde, weil sie für sich etwas Neues ausprobieren wollte.

In diese Zeit fiel nun auch, dass mein Vater eine bestimmte Art von religiöser Literatur kennen lernte. Er hat sich sein Leben lang gefragt: Wer ist Gott, und was gibt meinem Leben Halt? Er war durch den Krieg Vollwaise geworden, seine Mutter ist bei der Geburt des sechsten Geschwisterkindes gestorben, eben durch die schlechte Versorgung bedingt, und sein Vater ist von Russen erschossen worden, wobei er selbst gerade in der Nähe war und das gehört hat. Das hat ihn sehr geprägt. Er war der älteste von fünf Geschwistern und hatte nun die Verantwortung. Es ist wirklich ein großes Wunder, dass diese Kinder von Westpreußen – also relativ weit im Osten – den Weg nach Berlin geschafft haben. Mein Vater war immer ernsthaft und, durch Krieg und eigenes Schicksal, spielte für ihn die Religion eine große Rolle. Er hat sich natürlich viele Fragen gestellt; so jedenfalls interpretiere

ich seinen starken Wunsch nach etwas ganz Festem. Um die Zeit meiner Konfirmation fand er dann in einer Zeitungsanzeige eine Buchbesprechung: „Der Prophet Jakob Lorber verkündet bevorstehende Katastrophen und das wahre Christentum“¹. Dieses Buch war der Einstieg in das monumentale Werk eines Österreichers, der von 1800 bis 1864 gelebt hat und 24 Jahre lang eine innere Stimme – die Stimme Jesus oder Gottes, wie er sagte – gehört hat, das alles aufgeschrieben hat und so dicke Bücher gefüllt hat, die sich mein Vater nach und nach alle gekauft hat. Diese Bücher sind – bis heute – eine wichtige Basis für seinen Glauben. Ich selbst bin dann mit verschiedenen religiösen Projekten und Dingen in Berührung gekommen, ein richtig ehrenamtlicher Mitarbeiter unserer Kirchengemeinde geworden, habe Familiengottesdienste mit vorbereitet und so weiter. Ich glaube, das habe ich auch deshalb getan, weil das eine legitime Form war, mich von zu Hause weg zu bewegen, und die Grundlage dafür hatte ich mir mittlerweile erarbeitet; denn meine Noten waren gut und etwas bei der Kirche zu machen, war natürlich geradezu erwünscht. Ein Sportverein wäre sicher auch akzeptiert worden, aber zum Beispiel einfach nur irgendwo „rumhängen“ auf dem Bolzplatz, wäre von meinen Eltern nicht für gut geheißen worden. Jedenfalls habe auch ich dann angefangen, in diesen Schriften zu lesen, und das war faszinierend.

Als die Realschulzeit zu Ende war, gab es mehrere Aspekte zu der Frage, was ich beruflich machen könnte. Stark war auf jeden Fall der Wunsch, in die Fußstapfen meines Vaters zu treten. Mein Vater ist von Beruf Bauingenieur und meine Mutter war früher Apothekenhelferin, aber nur bis kurz nach meiner Geburt. Mein Vater war damals im Tiefbauamt für die Abfallwirtschaft zuständig, und als Kind und dann als Jugendlicher bin ich manchmal mitgefahren, wenn er gearbeitet hat und habe ihm geholfen. In dieser Zeit, das weiß ich noch, habe ich zum Beispiel ein Computer-Programm für ihn geschrieben. Mein Vater interessierte sich sehr für die aufkommenden Computer und für programmierbare Taschenrechner. 1978/79 hatten wir so ein Ding und mein Mathematiklehrer, der schnell entdeckt hatte, dass mich sein Unterricht nicht richtig forderte, hat mir dann oft Sonderaufgaben gegeben, unter anderen solche, um ein Computer-Programm zu schreiben, mit dem man die Zahl „ π “ ausrechnen konnte. So etwas fand ich interessant,

¹ Kurt Eggenstein: Der Prophet Jakob Lorber verkündet bevorstehende Katastrophen und das wahre Christentum. Hagnau am Bodensee (G. Gutemann), 5. Auflage, 1984.

das habe ich dann oft nachmittags gemacht und am nächsten Tag in die Schule mitgebracht. Ich habe mich intensiv mit Computern beschäftigt, als der erste richtige Personal-Computer (PC) zu Hause stand und wollte jedenfalls auch Bauingenieur werden. Es war für mich irgendwie – im Rückblick – fraglos so: Du wirst das, was dein Vater ist. Mein Vater wollte immer Talssperren bauen. Er hatte – noch in der DDR – ursprünglich Landwirtschaft gelernt und wurde später noch Ingenieur und als Ing. (grad.) im Westen anerkannt. Ich wollte nach der Realschule zuerst die Fachhochschulreife machen, aber als in dem entsprechenden Schuljahr in Bielefeld keine Fachoberschulklasse 11 mit Schwerpunkt Technologie zustande kam und klar wurde, dass ich dann für die Fachhochschulreife zuerst eine Lehre nachweisen müsste, habe ich durch die Vermittlung meines Vaters eine Ausbildung bei einer Firma anfangen können, die Beton- und Stahlbetonbauer beschäftigte, in Rheda, von zu Hause zehn Minuten mit dem Fahrrad entfernt. Das habe ich gemacht, aber es war mir immer klar, dass ich diesen Beruf selbst nicht ausüben wollte, obwohl es auch Anteile gab, die mir durchaus Spaß gemacht haben. Und während dieser Zeit, etwa 1982/83, wurde mir immer klarer: das ist nicht das Richtige. Mich hat es damals immer mehr gereizt, mit Gruppen zu arbeiten, also das, was ich schon aus meiner ehrenamtlichen Arbeit berichtet habe. Das war aus heutiger Sicht eine Folge des Umgangs mit diesen schwierigen Familienverhältnissen. In mir wuchs das Bedürfnis, endlich etwas Eigenes zu machen. Ich habe auch nicht mehr alles zu Hause erzählt, was ich im kirchlichen Bereich und sonst wo machte.

Ich habe zum Beispiel mit einem Freund zusammen mehrere Kinderfreizeiten nach Norditalien, Südtirol und so weiter geleitet und habe einfach gemerkt, dass mir das total liegt, also auch eine Horde von 25 oder 40 Kindern zu bändigen, dass mir das Spaß macht, obwohl ich bestimmte Voraussetzungen dafür überhaupt nicht hatte. Mein Freund konnte zum Beispiel Gitarre spielen und singen, das musste ich mit anderen Sachen kompensieren. Ich habe mich lange mit der Frage beschäftigt, ob das wirklich das Richtige sein könnte, beruflich in so eine Richtung zu gehen, und dabei spielten diese frühen Prägungen der Kinder- und Jugendarbeit immer eine Rolle. Dagegen habe ich in dieser Zeit nie bewusst einen echten Jugendreferenten oder eine Jugendreferentin kennen gelernt, der oder die eine Art Vorbild gewesen wäre. Wer mich geprägt hat, das sind sicherlich Lehrer, vor allem männliche Lehrer, und der Pfarrer unserer Kirchengemeinde. Außerdem hatte ich schon im Kindergottesdienst gemerkt, dass ich mich gerne

mit Themen beschäftige und diese auch gerne weitervermiddle, also ich hatte durchaus immer eine Inhaltskomponente. Mit ganz schwierigen Zielgruppen habe ich übrigens nie arbeiten wollen, denn erstens hatte ich erst einmal mit mir selbst genug zu tun, und zweitens lag mir das auch nie, lieber ganz normal so im Stadtteil, das war klar. Jetzt kam also – alt genug war ich ja mittlerweile – der Gedanke: Die Lehre hab ich gemacht, aber jetzt muss ich überlegen, was ich wirklich will.

Nach der Lehre (1982 verkürzt abgeschlossen), als mir schon klar war, dass ich nicht Bauingenieur werden wollte, habe ich trotzdem die 12. Klasse der Fachoberschule im Bereich „Technologie“ gemacht, das war ein sehr wichtiges Jahr für mich. Jedenfalls in dieser Zeit ist dann der Entschluss gereift, auf jeden Fall den Kriegsdienst zu verweigern, obwohl das eigentlich schon früher klar gewesen sein muss; denn ich bin auf mehrere Kirchentage gefahren, das war die Zeit der Friedensbewegung, „Schwerter zu Pflugscharten“, des NATO-Doppelbeschlusses der Nachrüstung, der atomaren Aufrüstung auch in Deutschland mit den Pershing-Raketen, das weiß ich noch. Ich war total politisiert, aber eben aus der evangelisch-kirchlichen Ecke heraus. Also es war klar, ich mache Zivildienst und zwar in einem Bereich, den ich noch nicht kenne, und das war dann die Psychiatrie. Ich war dann in einem Männerheim, der „Endstation für die medikamentös eingestellten psychisch kranken Männer“, und wurde einer Station zugeordnet – das war eine unglaublich eindrückliche Zeit, manchmal träum ich noch davon – auf der ich relativ schnell in eine große Verantwortung hineingewachsen bin. Zum Beispiel hatte ich einen bettlägerigen Patienten zu versorgen, bei dem man immer aufpassen musste, dass er sich nicht durchlag. Ich habe im Prinzip sehr viele pflegerische Arbeiten gemacht, musste auch putzen, habe ganz viele Gespräche geführt und Menschen kennen gelernt, die anders waren, Stimmen hörten und ganz oft durch die Medikamente apathisch und so im Schaukeln vor sich hinguckten, alles Erwachsene, die bestimmt 25, 30 Jahre alt waren und dann vielleicht bis 70 so leben würden. In dieser Zeit ist mir klar geworden: Ich möchte in irgendeiner Form mit Menschen arbeiten.

Für mich gab es damals verschiedene Möglichkeiten. Die erste Überlegung war, im Buchhandel anzufangen. Ich liebte und liebe nämlich Literatur und kann noch heute kaum an einer Buchhandlung vorbeigehen, ohne sie zu betreten. Ich hatte dann sogar schon eine Lehrstelle in einer großen kirchli-

chen Buchhandlung. Aber dann wurde mir, vor allem im Gespräch mit Leuten, die mich gut kannten, immer klarer, dass das doch nicht das Richtige für mich war. Ich wollte aktiver etwas mit Menschen machen. Und etwas Religiöses dazu. Also überlegte ich, Theologe zu werden. Dafür hatte ich ein starkes Vorbild in unserem Gemeindepfarrer. Das hatte seinen Reiz, aber ich dachte mir dabei auch, dann bist du auf ewig diesem Arbeitgeber verpflichtet und auch dieser Art von Tätigkeit. Das widersprach meinem Freiheitsdrang. Ich wusste damals nicht, was Pfarrer sonst noch machen können, aber das war gut so im Nachhinein. Diakon war die zweite Überlegung, das hatte immer noch sehr viel mit Kirche zu tun, war aber irgendwie freier und außerdem näher an dem, was ich ja eigentlich liebte, nämlich Kinder- und Jugendarbeit. Damit habe ich mich intensiv beschäftigt und unter anderem vom Johanneum in Berlin erfahren – mich reizte natürlich auch Berlin – und habe gemerkt, so eine Gemeinschaft zu haben, das gehört ja bei Diakonen dazu, das fand ich toll. Andererseits spürte ich aber auch eine Enge und hatte das Gefühl, mich einzuschränken, meinen anderen Interessen, zum Beispiel auch an Literatur – ich habe damals Camus und Sartre gelesen – nicht mehr nachgehen zu können.

Aber dann wurde mir klar, in der Kirche könnte ich mich ja jederzeit ehrenamtlich engagieren, und dass ich eigentlich Lehrer werden wollte. Also bin ich zur Gesamthochschule Paderborn gefahren und dort in die Studienberatung gegangen, aber dort wurde mir klar gemacht, dass ich mit dem Fachoberschulabschluss (Fachabitur) nicht Lehrer werden könne. Natürlich war ich frustriert, aber auch irgendwie erleichtert. Und erst danach erinnerte ich mich daran, dass ich im Zivildienst jemandem begegnet war, der als Quereinsteiger an der Evangelischen Fachhochschule studiert hatte. Dort hat man – so erinnerte ich mich damals – doch beides, die kirchliche Nähe und einen staatlichen Abschluss. Man kann, wenn man will, sogar noch Gemeindepädagoge werden oder auch etwas anderes. Ich habe mich für Sozialpädagogik entschieden, weil dieser Schwerpunkt so viele Optionen enthielt. Ich entschied mich eben nicht für Deutschlehrer oder für Jugenddiakon oder für Gemeindepfarrer, sondern ich wollte einen Beruf, mit dem ich selbst wachsen konnte, in den ich mit Kindern und Jugendlichen einsteigen konnte, was mir zum Beispiel Sicherheit gab; denn das kannte ich ja schon. So habe ich das später auch bei vielen anderen erlebt, dass sie wieder daran anknüpften, was sie ehrenamtlich vorher oder auch parallel zum Studium gemacht hatten oder auch noch machten. Das war – naturgemäß –

relativ häufig die Kinder- und Jugendarbeit, denn wer kann schon als Jugendlicher in der Erwachsenenbildung arbeiten oder in der Behindertenarbeit, es sei denn, er hat persönliche Bezüge, also behinderte Geschwister oder so. Also war das vor allem die Kinder- und Jugendarbeit, die zunächst anstand oder als Arbeitsfeld gewünscht wurde.

Und dort in Bochum traf ich während des Studiums eine ganze Reihe von Leuten, denen das genauso ging wie mir, und deshalb fühlte ich mich dort relativ schnell wohl und kriegte Grund unter die Füße. Zwischen dem Zivildienst und dem Beginn des Studiums, 1986, hatte ich noch das Vorpraktikum zu absolvieren und kam in einen Kinderhort, eine Tagesheimgruppe, mit nur fünf Kindern und zwei Pädagoginnen. Deren Aufgabe war es, eine stationäre Heimunterbringung der Kinder zu verhindern. Das war ebenfalls eine sehr interessante Zeit für mich. Und danach fing ich in Bochum an zu studieren, das war 1986. 1987 kam dann der Theologe Michael Schibilsky² als Professor an die Fachhochschule. Ihn kennen zu lernen und an seinen Seminaren teilzunehmen, war für mich ein wirklich wichtiger Einschnitt in meinem Leben.

Insgesamt habe ich nicht so studiert wie andere, nämlich zielgerichtet auf Kinder- und Jugendarbeit hin; denn ich interessierte mich einfach so ziemlich für alles. Das ist schön, aber auch ein Problem: Ich habe alles Mögliche gemacht. Zwar habe ich immer gesagt, ich mache nach dem Studium Kinder- und Jugendarbeit, aber was mich wirklich interessiert hat, war die Erwachsenenbildung. Und es war mir schon damals klar, mein Leben lang könnte ich nicht mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. So hat es sich auch schon während des Studiums ergeben, dass ich zum Thema Erwachsenenbildung kam. Michael Schibilsky hat mich offenbar als begabten Studenten eingestuft, und ich durfte mit ihm Seminare leiten, auch an der Ruhr-Universität Bochum. Allerdings so richtig ist das dann erst nach dem Studium losgegangen. Da bekam ein Vertreter der Erwachsenenpädagogik meine – stolz veröffentlichte – Diplomarbeit über „Das biographische Gespräch in der Sozialpädagogik“³ in die Hand und wollte mich gerne kennen lernen. Aus der veröffentlichten Diplomarbeit, aber auch aus der Zusammenarbeit

² Vgl. exemplarisch: Michael Schibilsky: Trauerwege. Beratung für helfende Berufe. Düsseldorf (Patmos) 1989.

³ Reinhard Völzke: Die Methode des biographischen Gesprächs in der Sozialpädagogik. Bochum (Evangelische Fachhochschule) 1991.

mit Michael Schibilsky, haben sich dann viele Perspektiven für mich entwickelt. Ich habe Vorträge gehalten und Lehraufträge bekommen, und zwar parallel zur Jugendarbeit, in die ich tatsächlich eingestiegen war, zuerst mit dem Anerkennungsjahr und danach auf einer Stelle im Jugendpfarramt in Bochum. Dort habe ich 1991 angefangen. Ein Studienkollege von mir hatte diese Stelle in Bochum bekommen und schwärmte davon, aber bevor er sie richtig angetreten hatte, bekam er eine andere Stelle auf landeskirchlicher Ebene – damals hatte die Kirche noch viel Geld – und die Stelle in Bochum wurde frei. Darauf habe ich mich dann beworben und sie auch bekommen. Das war mein Einstieg, wenn man so will, in die hauptberufliche sozialpädagogische Arbeit.

In Bochum gab es acht so genannte Jugendregionen und dazu diese übergeordnete Jugendkulturstelle, also neun Leute waren wir knapp sieben Jahre lang, bis ich 1997 wegging; neben den Zuständigkeiten vor Ort gab es also auf Kirchenkreisebene eine intensive Zusammenarbeit im Team, was sehr, sehr wichtig für mich war. Einmal in der Woche haben wir uns getroffen, das war sehr schön, ansonsten war es ein Einzelkämpfertum mit vielen interessanten Dingen, aber auch mit sehr vielen schwierigen. Nach fünf Jahren entwickelte sich bei mir der Gedanke, es gibt noch andere Dinge, die ich tun könnte. Ich hatte mittlerweile nebenbei sehr viel gemacht: Einmal (1994/95) einen Lehrauftrag an der Universität Siegen, einmal eine Fortbildung über drei Samstage geleitet, ich habe eben Anfragen bekommen, auch vom Referat für Weiterbildung der Bochumer Fachhochschule, da ging es zum Beispiel um Biographieforschung in der Altenarbeit. Das war immer so eine Parallelschiene und mir war klar, ich möchte auf diesem Gebiet noch mehr tun. Als dann in Witten eine Referentin für Erwachsenenbildung der evangelischen Kirche in Pension ging, habe ich mich mit vielen anderen – das waren damals 78 Bewerbungen, glaube ich – beworben, hatte natürlich gute Referenzen und habe mit dem dazugehörigen Quäntchen Glück die Stelle bekommen.

Aus der Jugendarbeit wegzugehen hatte damals aber auch den Grund der absolut familienfeindlichen Arbeitszeiten, vor allem abends und am Wochenende. Meine Frau, die in unsere Ehe drei Kinder mitgebracht hatte, hat zu der Zeit ihren beruflichen Wiedereinstieg als Erzieherin an den Nagel gehängt, weil ihr bzw. unser jüngster Sohn völlig „aus der Spur lief“. Sie hatte zu der Zeit Schichtdienst und war morgens weg und abends weg. Wir

haben uns oft nur die Klinke in die Hand gegeben, keiner war zu Hause und das war einer von mehreren Faktoren – wenn auch nicht der entscheidende – für mich, eine berufliche Neuorientierung in Erwägung zu ziehen.

Als ich damals mit meiner Frau zusammen zog, ich war gerade mal 22 oder 23 Jahre alt, da war der jüngste Sohn vier und die beiden anderen Kinder waren neun und zehn Jahre alt. Das war natürlich auch ein Feld der Pädagogik, wenn man so will, ein ganz eigener Strang, der sicherlich auch wieder viel mit meiner eigenen Familiengeschichte zu tun hatte, wobei ich zu den älteren Kindern immer das Gefühl von jüngeren Freunden hatte, aber bei dem Kleinen eher dieses Gefühl, das ist mein Sohn. Aber für alle drei hatte ich eine große Verantwortung und auch ein entsprechendes Gefühl dafür. Das spielte dann auch in der Jugendarbeit eine Rolle; denn ich war ja vier Abende und jedes zweite Wochenende weg wegen der Jugendarbeit, viel Zeit, wenn man eine Familie hat. Geregelter Arbeitszeiten sind dann schon wichtig, um auch genauer sagen zu können, wann ich zu Hause bin, aber das ist in der Jugendarbeit oft schwierig. Da hat mir vieles gefehlt, aber das genauer zu erzählen, wäre jetzt ein Sonderthema. Vieles war auch ganz fantastisch bei dieser Arbeit.

Auch in der Erwachsenenbildung war dann schnell klar, dass hier im Kirchenkreis ein hoher Anspruch dahinter steckte und auch ein starker Druck. Ich selbst wollte schließlich auch kein „small-is-beautiful-Programm“ vertreten und habe im Laufe der Zeit ein umfangreiches Programm auf die Beine gestellt, wodurch dieser Bereich ein gutes Standing hatte und ich selbst noch einmal viele neue Sachen gelernt habe. Das hätte ich auch noch eine ganze Zeit weiter machen können. Es hat mir viel Spaß gemacht und im Prinzip war ich nach sechs Jahren wirklich gut drin, ich war bekannt und hatte alles, was ich brauchte, aber, wie man immer so schön sagt: Wenn's am schönsten ist, soll man gehen. Ich hatte auch hier wieder einen großen Spielraum und Freiraum, war öfter auf Tagungen und Weiterbildungskonferenzen, und auf einer dieser Weiterbildungskonferenzen, das war 2002, sprach mich jemand auf eine gerade freiwerdende Stelle an, die wohl ganz genau zu mir passen würde. Wenn ich Interesse hätte, sollte ich doch auf die demnächst erfolgende Stellenausschreibung reagieren. Und tatsächlich, nach einer erfolgreichen Bewerbung habe ich beim Landesinstitut für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen diese wissenschaftliche Referentenstelle übernommen. Einer meiner Aufgabenberei-

che dort ist der Aufbau und die Weiterentwicklung des Internetauftrittes, also die Öffentlichkeitsarbeit des Institutes, der andere Bereich enthält ganz normale Referentenaufgaben wie Recherchen, Projektentwicklung und -durchführung und so weiter. Im Sommer 2003 habe ich dort angefangen und dort arbeite ich nun, obwohl sich nach dem Regierungswechsel in Nordrhein-Westfalen – nach 20 Jahren SPD-Regierungen – einige Entwicklungen bildungspolitischer Art abzeichnen, die zwar noch nicht ganz abzu-sehen sind, die aber die Existenz des gesamten Institutes gefährden könn-ten.

Für mich selbst kann ich sagen: Geprägt worden bin ich neben dem Pfarrer am stärksten von einzelnen Lehrern, dagegen nicht von Sozialpädagogen; denn die kannte ich überhaupt nicht. Deutsch und Religion hätte ich gern studiert: Ich liebe Literatur und ich liebe Religion. Und mein ganz geheimer Berufswunsch war es immer, Schriftsteller zu werden. Ich habe schon immer sehr viel gelesen, selbst auch Tagebuch geschrieben und habe ge-merkt, dass es mir Spaß macht, in Literatur und in Sprache zu leben. Ich erzähle gerne, aber schreibe auch gerne. Und es gibt sogar ein paar Antho-logien in einem kleinen Verlag, in denen ich meine eigenen Gedichte veröf-fentlicht habe. Das waren meine ersten Veröffentlichungen. Noch heute habe ich die Ordner mit den verschiedenen Fassungen und Entwürfen. Es war mein Hobby, meine Erfahrungen, Eindrücke, Gefühle aufzuschreiben und zwar vor allem in Gedichtform. Das war eine schöne Erfahrung, sie käme heute auch wieder, aber dazu braucht es eine besondere Art von Dichte, indem man stärker bei sich sein muss als das im routinierten Alltag möglich ist. Das war – und ist – also, wenn man so will, mein geheimer Berufswunsch. Und dass ich nicht Lehrer geworden bin, darüber bin ich im Nachhinein froh; denn zu einem guten Lehrer gehört eine unglaublich star-ke Persönlichkeit, und daran wäre ich am Anfang gescheitert, weil ich mich mit dem eigenen Gefühl noch viel zu dicht am Schülersein befand. Heutzutage schätze ich persönlich vor allem die Möglichkeiten, in Etappen zu arbeiten, in einzelnen Projekten, zum größten Teil mit Erwachsenen, aber manchmal auch mit jüngeren Leuten; hier und da sehr gründlich, wenn ich mich in Neues einarbeite oder Dinge vertiefe, und dann wieder routiniert. Obwohl: Wiederholen tut sich sehr, sehr wenig bei meiner jetzigen Tätigkeit, und das schätze ich sehr, auch wenn es oft anstrengend ist, so zu arbeiten.

10. Dieter Schartmann, Diplom-Pädagoge, Dr. phil.

„Mich interessierten vor allem die Fragen, die für meine Persönlichkeitsentwicklung wichtig sind“

Ich bin 1965 geboren, komme ursprünglich aus Aachen, und wohne mit meiner Familie – meiner Frau und unseren vier Kindern – in einem kleinen Ort in der Eifel. Von meiner Ausbildung her bin ich Diplom-Pädagoge. Das Abitur habe ich 1984 in Aachen gemacht und hatte anschließend eine 15-monatige Bundeswehrzeit. Ja, ich war bei der Bundeswehr, was doch, glaube ich, einen großen Einfluss auf die Berufswahlentscheidung gehabt hat. Zum Wintersemester 1985/86 habe ich in Köln angefangen zu studieren, und zwar den Diplom-Studiengang Erziehungswissenschaften, Diplom-Pädagogik. Im Hauptstudium dieses Studiengangs habe ich den Bereich Vorschulische Erziehung gewählt, hatte also mit dem Bereich Behinderung im Studium gar nichts zu tun. Und als Nebenfach für die Vorschulische Erziehung eignete sich für mich die Psychologie besonders gut. Im Frühjahr 1991 habe ich mein Diplom gemacht und im September 1991 an der Universität Siegen angefangen, und zwar in dem so genannten MELBA-Projekt¹ von Professor Dr. Weinmann, einem Forschungsprojekt zur Erhebung von Kriterien für die Eignung geistig behinderter Menschen entweder für eine Beschäftigung in einer Werkstatt für Behinderte oder aber auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Es waren im Grunde genommen zwei Projekte, an denen ich mitgearbeitet habe, die liefen einmal über den Landschaftsverband Westfalen-Lippe, über eine Hauptfürsorgestelle, und einmal über das Bundesministerium für Arbeit. Allerdings waren beide Fragestellungen sehr eng miteinander verwoben, so dass man im Endeffekt sagen konnte, es war mehr oder weniger ein Projekt, das durchgeführt wurde. Das ging bis März 1995, also dreieinhalb Jahre, und danach war ich ein halbes Jahr arbeitslos. Die Arbeitslosigkeit habe ich genutzt, um an meiner Dissertation zu arbeiten. Danach habe ich von Oktober bis Dezember 1995 ein Konzept für einen Maßnahme-Träger erarbeitet, der Sozialhilfeempfänger für den allgemeinen Arbeitsmarkt qualifizieren sollte. Über diese Eingliederungsmaßnahme sollte für das zuständige Arbeitsamt eine Effektivitätsstudie erstellt werden, in deren Rahmen ich die Aufgabe bekam, ein pädagogisches Konzept zu

¹ Die Abkürzung MELBA bedeutet: Merkmalsprofile zur Eingliederung Leistungsgewandelter und Behinderter in Arbeit

entwickeln, die Maßnahme zu evaluieren und möglichst auch nachzuweisen, dass es sich dabei um ein geeignetes Förderkonzept handelte, das dort erprobt wurde. Zum 1. Januar 1996 habe ich dann beim Integrationsfachdienst – zur Integration geistig und körperlich behinderter Menschen in den allgemeinen Arbeitsmarkt – eines freien Trägers angefangen, und zwar in einem Projekt „Berufsbegleitender Dienst“ für die Hauptfürsorgestelle (heute Integrationsamt) Köln. Meine Aufgabe dort bestand darin, Menschen mit einer geistigen oder einer körperlichen Behinderung entweder aus der Werkstatt für Behinderte auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu vermitteln oder aber direkt aus der Sonderschule auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. Daneben ging es aber auch um die Vermittlung arbeitsloser behinderter Menschen bzw. darum, diejenigen zu stabilisieren, die bereits in einem Arbeitsverhältnis standen. Das war im Grunde genommen eine sehr praktische Arbeitsphase, eben richtig „am Klienten“, also mit behinderten Menschen. Das habe ich zweieinhalb Jahre gemacht, bis Mitte 1998. Dann bin ich hierher zum Integrationsamt gewechselt, das, wie gesagt, damals noch Hauptfürsorgestelle hieß, und habe die Koordination eines Modellprojektes für das gesamte Rheinland übernommen: Ich war zuständig für etwa zehn Integrationsfachdienste (IFD) mit rund 25 Mitarbeitern. Die Aufgabe bestand in der Qualitätssicherung und Datendokumentation – also auch in der Kontrolle der Einzelfallarbeits – und in der Beratung von IFD-Mitarbeitern für die Praxis. Das habe ich wiederum zweieinhalb Jahre gemacht und habe danach auch die Leitung der Koordinatorenstelle des beschriebenen Sachgebietes übernommen, von denen es im gesamten Rheinland insgesamt fünf mit unterschiedlichen Schwerpunkten gibt, eben auch für gehörlose Menschen, für blinde, für sehbehinderte und für seelisch behinderte Menschen. Die Koordinatoren sollen sich aber auch an den Regionen orientieren, weshalb wir das Rheinland in fünf Regionen aufgeteilt haben und jeder Koordinator seine eigene Region zu bearbeiten hat. Die Koordinatoren – mittlerweile sind es sieben – sind Pädagogen, Sozialpädagogen, Sozialarbeiter, und dazu kommen noch einmal zweieinhalb Mitarbeiterstellen im Verwaltungsbereich. Insgesamt haben wir im Rheinland 150 Stellen im Integrationsfachdienst, plus acht Stellen für Gebärdensprachdolmetscher und einige weitere Stellen für besondere Aufgaben. Das sind zum Beispiel Psychologen, die mit hörbehinderten Menschen zusammenarbeiten. Unsere Aufgabe besteht darin, die Arbeit, die auf den 150 Stellen von knapp 220 Fachkräften geleistet wird, zu koordinieren, anzuleiten, auf Vernetzung zu

achten und Qualitätsmanagement zu betreiben. Das ist eine sehr spannende Aufgabe, im Moment aber aufgrund einiger gesetzlicher Veränderungen auch außerordentlich anstrengend und aufreibend. Zusammenfassend gesagt, besteht also daraus meine Leitungsfunktion im Integrationsamt Köln. Gleichzeitig leite ich den entsprechenden Ausschuss auf der Ebene der Bundesarbeitsgemeinschaft der Integrationsämter, in der sich bundesweit alle Integrationsämter freiwillig zusammengeschlossen haben und deren Koordinatoren für die Integrationsfachdienste eben diesen Ausschuss bilden. Dadurch habe ich natürlich auch vielfältige überregionale Aufgaben. Und, wie gesagt, die heutigen Integrationsämter sind die Nachfolger der früheren Hauptfürsorgestellen.

Vor diesem Hintergrund ist es vielleicht nicht ganz einfach zu verstehen, warum ich zum Beispiel nicht Behindertenpädagogik studiert habe, sondern etwas ganz anderes, nämlich Vorschulerziehung. Dieser Wunsch war im Grunde genommen in der Oberstufe des Gymnasiums entstanden, als ich anfing, mich für die menschliche Entwicklung zu interessieren, und zwar vor allem unter philosophischen, aber auch unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Ich hatte Biologie als Leistungskurs und wollte ursprünglich auch Biochemie, Biologie und Philosophie studieren. Das ist aber an meinem schlechten Abiturdurchschnitt und am Numerus Clausus gescheitert. Trotzdem, für mich ist immer von Interesse gewesen und geblieben, zu erfahren: Wie entsteht menschliches Leben, was ist die menschliche Psyche, welche Einflüsse auf die menschliche Entwicklung gibt es? Sind es Einflüsse, die im Menschen selbst liegen, also eher biologische Fragen, oder sind es äußere Einflüsse, die vom Gesellschaftlichen und Philosophischen her kommen? Wie wird ein Mensch zu dem, was er ist? Das war seit der Oberstufe für mich das Thema, das mich immer brennend interessiert hat. Das resultierte aus dem Schulstoff, den uns ein sehr interessanter Lehrer in Philosophie vermittelte, der damit in mir ein großes Interesse geweckt hat. Es resultierte teilweise aber auch aus der Auseinandersetzung mit meinem eigenen Elternhaus, in dem ich es – aus dem Rückblick heraus – nicht ganz einfach gehabt habe, vor allem mit meinem recht rigiden Vater, mit dem ich mich auseinandersetzen musste. Dabei hat mich natürlich auch sehr interessiert, wie er so, wie er ist, geworden ist? Da ich mich an ihm sehr reiben musste, waren das für mich, wenn ich jetzt zurückblicke, die Quellen, aus dem mein Studienwunsch entstanden ist, wenn man es so nennen will, das Erkenntnisinteresse daran, wie Menschen werden und wie sie

sind. Enorm verstärkt hat sich dieses Interesse bei der Bundeswehr, wo ich wirklich ganz widerwärtige Menschen kennen gelernt habe, das lässt sich leider nicht anders sagen. Ich ärgere mich im Nachhinein, als 40-Jähriger, noch darüber, was ich dort habe mit mir machen lassen, was ich niemals mehr mit mir machen ließe. Möglicherweise war es für mich damals eine Flucht davor, mich mit diesen Menschen direkt auseinander zu setzen, indem ich mich entschied, mich abstrahiert davon auf einer höheren Ebene geistig damit auseinanderzusetzen. Aber es blieb das Interesse an Fragen, wie etwa: Welches ist die Genese des Menschen, seiner Psyche und seiner Identität? Das war für mich der Grund dafür, mich intensiver mit dem Thema der vorschulischen Erziehung zu beschäftigen; denn damals habe ich erkannt, dass die menschliche Entwicklung ursprünglich und möglicherweise determinierend in den ersten Lebensjahren stattfindet. Das sind die wichtigsten Jahre der Entwicklung, und deshalb wollte ich wissen, was genauer in diesen Jahren passiert, und wie man Menschen unterstützen kann, gute Menschen zu werden, sagen wir es einmal so. Daher rührte also die Schwerpunktsetzung auf die vorschulische Erziehung und ebenfalls die Nähe zur Psychologie. Ich hätte, glaube ich, sogar lieber Psychologie studiert, aber das ließ sich mit meinem Abiturdurchschnitt nicht machen.

Mit meinen Eltern übrigens fand an dieser Stelle wenig Kommunikation statt. Meine Mutter war, wie man das von klassischen Mutterbildern her kennt, eine sehr liebevolle, eher behütende, ruhige Person, die den Haushalt organisiert hat und eigentlich immer nur zu Hause war. Der Vater war sehr streng, sehr autoritär orientiert, Jurist und Landgerichtsdirektor, der eher starre, orthodoxe Auffassungen von Menschen hatte. Das bedeutete, seine und meine Vorstellungen vom Menschen in seinen gesellschaftlichen Zusammenhängen haben überhaupt nicht zusammengepasst. Wir beide hatten sehr unterschiedliche Auffassungen darüber, wie das Leben auszu- sehen hat und auch politisch völlig unterschiedliche Meinungen. Allerdings hat darüber keine Kommunikation stattgefunden, sondern er hatte seine Meinung und ich meine. Ich konnte diese vielleicht auch ab und zu anbringen, aber das wurde im Grunde genommen nicht registriert. Als ich dann mit dem Berufswunsch ankam, ich wolle gerne Pädagoge werden, hieß es nur, „ja, das musst du wissen, die Berufschancen sind ja nicht so gut. Guck nur, dass du nicht Verwaltungsmitarbeiter wirst“. Das war wohl das schlimmste Szenario, das sich mein Vater vorstellen konnte. Aber ich weiß nicht, ob er sich irgendetwas anderes für mich gewünscht hätte, ob er sich vielleicht

gewünscht hätte, dass ich auch die Juristenlaufbahn eingeschlagen hätte. Das ist von seiner Seite aus niemals formuliert worden. Ich weiß nicht, ob es Desinteresse war oder eher die Vorstellung wiedergab, „mein Sohn soll es so machen, wie er will, man kann es sowieso nicht ändern“. Mittlerweile haben wir eine gute Beziehung zueinander. Er hat akzeptiert, was ich studiert habe und wo ich „gelandet“ bin. Er findet meine heutige Tätigkeit sinnvoll und gut. Das heißt, wir haben inzwischen ein eher entspanntes Verhältnis. Aber das war zu der Zeit in der Oberstufe und in den Jahren des Studiums wirklich außerordentlich distanziert.

Meine Mutter ist früher Sekretärin gewesen, in einem großen Unternehmen im Sauerland, hat aber nach der Heirat sehr schnell aufgehört mit dieser Arbeit. Ich habe noch einen Bruder, der zwei Jahre älter ist als ich. Er arbeitet bei der Post, inzwischen allerdings im obersten Management, sehr gut platziert. Und eine kleine Schwester habe ich, sie ist aber mittlerweile auch über 30. Sie hat die Juristen-Laufbahn eingeschlagen und arbeitet jetzt bei der ESA (European Space Agency) in Paris, ist also auch sehr gut im Geschäft.

Wenn ich noch einmal zu dem Thema der persönlichen Vorbilder zurückkomme, dann gab es neben dem bereits erwähnten Philosophielehrer noch eine Lehrerin in Deutsch, die mich sehr beeindruckt hat, auch von ihren Lehrmethoden her; denn sie war sehr unorthodox, sehr offen und hat auch die Schüler mitreden lassen. Sie fragte wirklich nach unseren Interessen, und das war interessant. Ich erinnere mich noch daran, wie sie sich in den ersten gemeinsamen Schulstunden nach unseren Interessen erkundigte und auf ein einziges Schweigen stieß. Man war als Schüler gar nicht gewohnt, dass man danach gefragt wurde. Man wusste gar nicht, wo die eigenen Interessen lagen. Und das fand ich sehr, sehr interessant von ihrem pädagogischen Ansatz her. Aber im Grunde genommen hat mich mein Philosophielehrer am meisten beeinflusst; denn er hat mir vermittelt: benutz deinen Verstand, denk selber nach, glaub nicht alles, was dir andere vortragen, sondern kümmere sich selber darum. Folglich ging es mir im Studium, zumindest am Anfang, vor allem darum, mir persönlich über einzelne Dinge klar zu werden: Mich interessierten vor allem die Fragen, die ich für meine Persönlichkeitsentwicklung wichtig sind. Da ging es zum Beispiel um Fragen der Entwicklung des Menschen und der Genese seiner Identität, und ich habe versucht, mich diesem Thema von den unterschiedlichsten Seiten

her anzunähern, aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive, einer gesellschaftlich-philosophischen Perspektive und so weiter. Dass schließlich die pädagogische Perspektive am wichtigsten wurde, war ein Ergebnis all dieser unterschiedlichen Annäherungsweisen.

Köln als Studienort habe ich im Grunde genommen gewählt, weil Köln eine schöne Stadt ist, weil außerdem schon ein Freund von mir dort studierte, und weil ich von Aachen aus vorher schon öfter einmal in Köln gewesen war und mich dort wohl gefühlt hatte. Köln war gut erreichbar, es war immer noch in der Nähe von zu Hause, obwohl ich dort dann schon meine eigene Wohnung hatte. Es hätte im Grunde genommen auch Dortmund, Berlin oder München sein können. Aber Köln war mir einfach als Stadt bekannt und lag deswegen nahe. Aber inhaltliche Gründe für die Universität Köln hatte ich im engeren Sinne damals nicht. Den Wert der Ausbildung und der Personen, die die Ausbildung ausfüllen, lernt man, glaube ich, auch erst einzuschätzen, wenn man drei, vier Semester dort ist. Nach dem Vordiplom vielleicht die Hochschule einmal zu wechseln, wäre eine Sache, die ich heute jedem empfehlen würde. Das heißt, sich einfach noch einmal eine andere Hochschule anzuschauen, wie es dort läuft, das wäre in der Rückschau schon gut gewesen; denn man hat einen Studienort ausgewählt, man hat sich auch auf unterschiedliche Professorinnen und Professoren dort festgelegt und merkt später erst, manchmal auch zu spät, dass man damit auch in eine – und vielleicht nur in diese eine – bestimmte Richtung gegangen ist. Beispielsweise das Thema „Tätigkeitstheorie“ oder „Kulturhistorische Schule“, das mich später sehr fasziniert und beschäftigt hat, war in Köln überhaupt kein Thema, das kannte man gar nicht. Das habe ich im Grunde genommen erst in Siegen kennen gelernt und auch dann erst gemerkt: es war genau das, was ich eigentlich lernen und wissen wollte, etwas, von dem ich vorher gar nichts geahnt habe. Ja, es sind wirklich manchmal Zufälle, die den eigenen Weg bestimmen. An dieser Stelle möchte ich außerdem kurz erwähnen, dass ich auch während des Studiums schon versucht hatte, Fuß zu fassen im Hinblick auf Institutionen, die sich mit der Wissenschaft beschäftigen, beispielsweise habe ich versucht, ein Praktikum beim Sozialpsychologischen Institut für frühkindliche Entwicklung (SPI) in Köln zu machen, das vom Land Nordrhein-Westfalen getragen wird, weil für mich schon früh das Thema Forschung und Wissenschaft in den Fokus rückte, das war das, was mich interessierte und weswegen auch nach dem Studium der Schritt an die Universität Siegen für mich relativ nahe lag. Forschung und Wissenschaft

haben mich sehr interessiert! Auf der anderen Seite war ich nach dem Abschluss des Diploms bereits ein halbes Jahr arbeitslos und ich musste schlicht und ergreifend schauen, dass ich Geld verdiente. Von zu Hause her – ich habe während es Studiums eine finanzielle Unterstützung bekommen, die nicht besonders gut, aber ausreichend war – war die Unterstützung zu Ende, als das Studium zu Ende war. Arbeitslosengeld gab es auch nicht, ich habe dann gejobbt und mich vielfach beworben, aber im Bereich der vorschulischen Erziehung war einfach nichts zu bekommen. Ja, und dann hatte ich die Stellenanzeige gelesen, und weil es eben um Wissenschaft ging und ich im Rahmen des Studiums auch gewisse Kontakte zum Bereich Sonderpädagogik gehabt hatte, habe ich mich beworben und Glück gehabt, diese Stelle – aufgrund einer ganz normalen Bewerbung auf eine ausgeschriebene Stelle – zu bekommen. Die Kontakte zur Sonderpädagogik hatte ich durch andere Studenten, mit denen ich zusammen gewohnt habe. Ich hatte dann auch einen Freund, der in Amerika gelebt und an einem Projekt des „Supported Employment“, das heißt der beruflichen Integration (schwerst-)behinderter Menschen in den allgemeinen Arbeitsmarkt, mitgearbeitet hatte. Ich kannte mich also ein bisschen aus, und das war dann gut für die Bewerbung in Siegen. Dort bin ich dann auch – über den Dozenten Dr. Bernd Fichtner – in Kontakt mit der Tätigkeitstheorie² gekommen, die dann zur entscheidenden theoretischen Grundlage meiner Dissertation wurde. Mein Wunsch zu promovieren bestand im Grunde genommen, seit ich in Siegen zu arbeiten angefangen hatte, und ich war eben auf der Suche nach einem theoretischen Ansatz, der für die Fragen, die mich schon seit längerem bewegten, geeignet war. Die empirischen Daten habe ich im Rahmen des Forschungsprojektes erhoben, in dem ich bei Sigbert Weinmann angestellt war, und ich bin froh darüber, dass ich die Daten für meine Dissertation verwenden konnte und dass mir die entsprechende Zeit für die Promotion zur Verfügung stand.

Der anschließende Wechsel nach Köln war letzten Endes auch wieder eine ökonomische Frage. Zum 1. April. 1995 bin ich arbeitslos geworden, und zu dem Zeitpunkt hatten wir schon zwei Kinder. Meine Frau, die ich im Studium kennen gelernt hatte – auch eine Diplom-Pädagogin – hatte anfänglich in

² Vgl. exemplarisch Bernd Fichtner: Kulturhistorische Schule und Tätigkeitstheorie in ihrer Bedeutung für die Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung ihrer Rezeption in der DDR – ein Interview mit Joachim Lompscher. In: Jahrbuch für Pädagogik 1, Frankfurt a. M. (Peter Lang) 1992, S. 213-231.

einer Werkstatt für Behinderte eine Sondergruppe geleitet und dann Erziehungsurlaub genommen. Und nun hatten wir schlicht und ergreifend die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, und da bot es sich für mich an, eben auch vor meinem theoretischen Hintergrund, dass ich mich auf eine von zwanzig zu besetzenden Stellen auf dem Gebiet der neu eingerichteten Berufsbegleitenden Dienste zur Integration behinderter Menschen bewarb. Das war zwar eine Sozialarbeiterstelle, auch von der Vergütung her, aber es war erst einmal wieder ein Arbeitsvertrag.

1998 wurde unser drittes Kind geboren und danach auch noch das vierte, und deshalb ist meine Frau mehr oder weniger ans Haus gebunden, und ich bin berufstätig. Also ich sehe es von meiner Rolle her so, dass ich – „Ernährer-Rolle“ ist zwar ein altmodischer Ausdruck – aber dass ich schon dafür sorgen muss, dass die Familie gut versorgt ist. Das ist mir sehr wichtig, und so sind im Grunde auch die Entscheidungen in der gemeinsamen Familienplanung getroffen worden, damit die finanzielle Absicherung der Familie gegeben ist. Als zum Beispiel das Angebot bestand, für ein Jahr eine Vertretungsprofessur an einer Universität zu übernehmen und damit aber meine feste Stelle in Köln auf dem Spiel stand, hätte ich persönlich auf der einen Seite – karriere- und berufsorientiert – sagen wollen, „das mache ich“, aber auf der anderen Seite habe ich die Verantwortung für meine Familie, und deshalb war mir an der Stelle der sichere Arbeitsvertrag in der Verwaltung mehr wert als die mögliche Karriere. Kinder habe ich übrigens immer schon, im Grunde genommen schon seit meiner eigenen Kindheit, haben wollen. Meine jüngere Schwester, die neun Jahre jünger ist als ich, wurde ja erst zu einem Zeitpunkt geboren, als ich schon bewusst mit kleinen Kindern umgehen konnte. Ich fand es einfach schön zu sehen, wie sie größer und älter wurde. Wir hatten und haben auch jetzt noch eine sehr gute und Beziehung zueinander, und für mich war eigentlich immer klar, dass ich eigene Kinder haben wollte. Dass es dann vier wurden, war mir nicht klar, aber zwei, denke ich, waren auf jeden Fall schon immer mein Wunsch.

Wenn ich nun schließlich darüber nachdenke, welches mein Traumberuf wäre, dann würde ich sagen: Hochschullehrer, ganz eindeutig, weil dieser Beruf für mich einerseits die ideale Verbindung zwischen Wissensvermittlung und Qualifizierung von Menschen, die in pädagogischen Berufen arbeiten wollen, ist, aber andererseits auch gleichgewichtig die Forschung beinhaltet. Das wäre für mich ideal, weil ich dann beides miteinander verbinden

könnte. Das wäre wirklich mein Traumberuf, kann ich so sagen. Wir haben zwar im Rahmen meiner derzeitigen Arbeit auch mit Forschung zu tun, aber mehr als Auftraggeber. Das heißt, wir beauftragen Hochschulen mit bestimmten Forschungsarbeiten, was für mich natürlich etwas anderes ist als die eigene Forschung, zumal ich ja selbst nicht einmal der eigentliche Auftraggeber bin, sondern sozusagen für brauchbare Ergebnisse sorgen und diese nochmals an andere Instanzen weiterleiten muss. Aber an den Hochschulen ist es ja leider inzwischen auch so, dass viele Stellen nur zeitlich befristet vergeben werden, und das käme für mich heute nicht mehr in Frage; denn meine Kinder sind zurzeit zwölf, zehn, sieben und ein Jahr alt, und die Stelle, die ich hier ausfülle, beinhaltet – neben der ökonomischen Absicherung – auch eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe mit einem Budget von jährlich immerhin rund 14 Millionen Euro und den bereits angesprochenen 150 Stellen und schließlich einer gesellschaftlichen Aufgabe, bei der es um das Wohlergehen vieler – sozial benachteiligter – Menschen geht.

11. Martin Wurm, Grundschullehrer

„Es interessierte mich immer mehr, wie Menschen und Gesellschaft Erziehung als einen positiven Prozess gestalten können“

Ich bin 1968 geboren und habe Kindertageszeit, Grundschulzeit und Gymnasium ganz „normal“ durchlaufen, ohne Klassenwiederholungen oder andere problematische Ereignisse. Trotzdem habe ich die Schule als solche eher kritisch gesehen. Nach dem Abitur machte ich meinen Zivildienst in einem integrativen Kindergarten für behinderte und nicht behinderte Kinder. Danach begann ich das Studium der Grundschulpädagogik mit den Fächern Deutsch, Musik und Sachunterricht und habe anschließend mein Referendariat gemacht. Meine erste reguläre Stelle bekam ich in Nordrhein-Westfalen und bin jetzt seit acht Jahren Grundschullehrer.

Mein Wunsch, Grundschullehrer zu werden, hat sich zunächst langsam herauskristallisiert. Am Ende der Schulzeit war für mich nur klar, dass ich keinen mathematisch-naturwissenschaftlichen Beruf, aber auch keinen Beruf im Zusammenhang mit Sprachen ergreifen wollte. Intensiv beschäftigte ich mich in meiner Schulzeit mit Geistes- und Sozialwissenschaften, vor allem mit Geschichte und ein wenig mit Pädagogik, als wir im Englisch-Kurs „Summerhill“ von Alexander Sutherland Neill (1883-1973)¹ gelesen haben. Darüber habe ich dann unter anderem mit meiner Mutter diskutiert, die auch Grundschullehrerin ist, und von ihr einige weiterführende Bücher zum Thema Alternativschulen erhalten. Mich faszinierte diese Thematik, weil ich Schule auf eine andere Art kennen lernte, als ich sie bisher als Schüler selbst erlebt hatte. Diese Phase war danach aber fürs erste abgeschlossen.

Während des letzten Schuljahres stellte sich die Frage, wo ich meinen Zivildienst absolvieren wollte. Da ich in dieser Zeit erwog, Musiktherapeut zu werden, habe ich mir therapeutische Einrichtungen angeschaut, die in den Bereichen Beschäftigungstherapie und Musiktherapie mit Erwachsenen arbeiteten. Für den Zivildienst kamen zwei Landeskliniken in Frage, in denen ich im Bereich der Musiktherapie hätte arbeiten können. In einer dieser Einrichtungen habe ich schließlich mehrere Tage hospitiert. Diese Erfahrung war damals sehr wichtig, die Institution „Landesklinik“ hat mich sozusagen wach gerüttelt: Da wohnt eine große Zahl von Menschen in einem quasi

¹ Alexander Sutherland Neill: Das Prinzip Summerhill (Talking of Summerhill). Fragen und Antworten; Argumente, Ratschläge. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1982.

geschlossenen Bezirk, fast wie in einer eigenen Stadt, eine Situation, die ich – als Mensch außerhalb einer solchen Klinik – bis dahin in ihrer Realität noch nicht wahrgenommen hatte. Ich wusste zwar, dass es diese Kliniken gibt, hatte aber nur in der musiktherapeutischen Literatur darüber gelesen. Durch die Hospitation setzte nun bei mir die Überlegung eingesetzt: Könnte ich mir vorstellen, an einem Ort wie diesem längerfristig zu arbeiten? Aus zwei Gründen ich habe diese Frage für mich schließlich verneint: Zum einen schätzte ich mich selbst so ein, dass ich die notwendige Distanz zu dieser Arbeit, die ich bei den dort arbeitenden Therapeuten erlebt habe, nur schwer hätte finden können. Zum anderen konnte ich mir damals nur schwer vorstellen, mit Menschen zu arbeiten, die – offenbar wegen ihrer starken Beeinträchtigungen – quasi „außerhalb der Gesellschaft“ in einer mehr oder weniger geschlossenen Institution leben (müssen). Allerdings wurde durch diese Hospitation und die Beschäftigung mit der Thematik für mich die Frage nach positiven oder schädigenden Auswirkungen von Erziehung und nach konkreten Lebens- und Lernbedingungen von Kindern und Erwachsenen aufgeworfen.

Meine Zivildienst-Stelle fand ich dann in einem integrativen Kindergarten. Der Umgang mit den Kindern, der Kontakt mit den Erzieherinnen, Sozialpädagoginnen und Therapeutinnen im Bereich der Sprachtherapie führte dazu, dass ich mich intensiver mit Fragen der Erziehung beschäftigte. Ich habe damals einiges von Alice Miller² gelesen, so vor allem „Am Anfang war Erziehung“ oder auch „Das Drama des begabten Kindes“. Durch die Beschäftigung mit pädagogischer und psychologischer Literatur wurde mir klar, dass mein Erziehverhalten auch etwas mit meiner eigenen Erziehung zu tun hatte. So setzte eine intensivere Reflexion über meine eigene Erziehung ein, gerade auch über meinen Werdegang als Schüler innerhalb der Grundschule und des Gymnasiums. Gleichzeitig erkannte ich in der Arbeit des integrativen Kindergartens, dass es Formen der institutionellen Erziehung und der Gestaltung von Lernsituationen geben kann, die positivere Wirkungen auf die kindliche Entwicklung haben können, als ich dies in meiner Schulzeit erlebt hatte; denn ich hatte bis dahin Erziehung – beispielsweise die Erziehung mit Hilfe des Leistungsdrucks in der Schule – eher unter dem Aspekt schädigender Prozesse für das Individuum reflektiert. Nun interes-

² Alice Miller: Am Anfang war Erziehung. Frankfurt a. M. 1983; Dies.: Das Drama des begabten Kindes. Frankfurt a. M. 1983.

sierte mich aber immer mehr, wie Menschen und Gesellschaft Erziehung als einen positiven Prozess gestalten können – insbesondere im Hinblick auf die emotionale und soziale Entwicklung des Kindes. Das war für mich der entscheidende Gedanke. Und in der Arbeit dieses integrativen Kindergartens konnte ich sehen: Wenn Erziehung ein klares Konzept hat und dieses auf bestimmten ethischen und pädagogischen Grundanschauungen basiert – nämlich: alle Kinder sind Kinder; „Behinderung“ ist immer auch eine Frage der Gestaltung der konkreten Lebens- und Lernbedingungen, die einen bewusst integrativen Umgang erfordert; Erziehung darf nicht von Leistungsdruck geprägt sein, sondern muss mit Empathie, Akzeptanz und Kongruenz des Erziehers die Situation des Kindes im Blick haben, sie muss daran anknüpfen, ein „Lernen“ vom Kinde aus ermöglichen und den Lernwillen des Kindes fördern – dann kann Erziehung positiv auf die kindliche Entwicklung einwirken. Das waren sehr wichtige Erfahrungen für mich, die ich in den eineinhalb Jahren des Zivildienstes gesammelt hatte, unter anderem auch deshalb, weil ich dort die Montessori-Pädagogik und die Waldorfpädagogik kennen lernte. So habe ich diesen integrativen Kindergarten damals als eine „ideale“ Einrichtung für das Leben und Lernen der Kinder empfunden.

Das war Ende der 1980er-Jahre, als man bereits sehen konnte, dass die Integrationspädagogik des Kindergartens ihre Fortsetzung in einzelnen Grundschulen fand. Ich denke dabei an die Bodelschwingh-Schule in Bonn-Friesdorf und an die Peter-Petersen-Schule in Köln, an denen ich später im Studium Praktika absolviert habe. Während des Zivildienstes habe ich an Informationsabenden des Arbeitskreises „Gemeinsam Lernen – gemeinsam Leben“ zur schulischen Integration teilgenommen und festgestellt: „Ja, das geht in die Richtung, wie ich mir Schule vorstelle, so würde ich in der Schule gerne arbeiten“. In dieser Zeit habe ich auch ganz bewusst die Entscheidung getroffen, Grundschullehrer und nicht Sonderschullehrer zu werden. Dies hatte folgenden Hintergrund: Ich habe damals viele Sonderpädagogen kennen gelernt, die bereit waren, integrativ zu arbeiten, wohingegen von den Grundschulpädagogen, mit denen ich sprach, eher Ängste und Vorbehalte einem integrativen Unterricht gegenüber geäußert wurden. Dadurch entstand bei mir der Gedanke: „Eigentlich muss ich dorthin, wo sich die Schule als ganzes System verändern muss, ich will nicht für die ‚besondere‘ Situation zuständig sein, sondern Erziehung und Unterricht in der allgemeinen Schule verändern“. Es wurde für mich eine zunehmend wichtigere Fra-

ge, wie die allgemeine Schule der Lern- und Lebenslage, in der sich Kinder jenseits der Begriffe „behindert“ und „nicht behindert“ befinden, gerecht werden kann. Deswegen war und bin ich eher dort „zu Hause“. Am Ende des Zivildienstes war ich zu der Entscheidung gelangt, Grundschulpädagogik studieren zu wollen.

Später während des Studiums gab es noch einmal kleinere Zweifel, ob ich nicht wegen meiner Begabung eher Gymnasiallehrer für das Fach Musik werden „sollte“ – das wurde mir von Dozenten geraten, die mir nahe legten, ich müsse aus meinen Talenten „etwas machen“. Ich habe damals die Entscheidung getroffen, zuerst meine Examen als Grundschullehrer zu machen und danach zu schauen, ob ich noch Musik studieren möchte. Und diese Frage hat sich für mich nach dem Referendariat in meiner ersten Stelle geklärt. Die Arbeit mit den Kindern in der Grundschule, die Gestaltung von Schule aus der Perspektive des Kindes hat für mich Vorrang gewonnen gegenüber der Arbeit mit dem einzelnen Fach, auch wenn ich es in der Grundschule ebenfalls mit Fächern und der Vermittlung von Fachwissen zu tun habe.

Wenn ich meine eigene Schulzeit noch einmal Revue passieren lasse, dann war es so, dass die Fächer und das Leistungsprinzip ab der 5. Klasse sehr dominant waren, während die Aufmerksamkeit für das Kind oder den Jugendlichen und seine Interessen, seine Fragehaltung und seine Neugier „außerhalb“ des Faches deutlich zu kurz kamen. Zumindest klaffte beides sehr weit auseinander. Aber „das Leben“ und die Fragen eines Kindes oder Jugendlichen lassen sich nicht nur in Fächer einteilen. Die Art des Unterrichts hat für mich dahin geführt, dass ich an vielen Stellen, an denen ich mich unwissend fühlte, nicht mehr nachgefragt habe. Was mich während meiner eigenen gymnasialen Schulzeit, aber auch im Nachhinein in meiner studienbegleitenden Reflexion sehr wütend gemacht hat, waren verschiedene Missstände in dieser Zeit. Diese habe ich immer wieder bei der Gestaltung von sozialen und fachlichen Lernsituationen innerhalb der Klasse wahrgenommen. Äußerst problematisch erscheint mir die immer wieder drohende Selektion aus der Gruppe, ohne dass eine inhaltliche Förderung für Schüler mit Lernproblemen angeboten wird. Ferner denke ich an das Konkurrenzverhalten von Schülern untereinander, die zum Teil vorhandene Tendenz unter Schülern, vermeintlich Schwächere zu verhöhnen und in diesem Zusammenhang v. a. auch das Wegschauen von Lehrern, selbst

wenn Missstände im sozialen Gefüge und Mobbing nicht mehr zu übersehen sind. Besonders gravierend kann die Situation für Schülerinnen und Schüler werden, wenn eine Art „Unpädagogik“ in der Einzelschule oder -klasse zum Prinzip wird, Pädagogen Probleme des sozialen Miteinanders nicht mehr aufgreifen und eben nur ihr eigenes Unterrichtsfach sehen.

Meine Eltern haben, glaube ich, auch lange Zeit darüber nachgedacht, welchen Beruf sie sich für mich vorstellen könnten. Es sollte – das unterstelle ich ihnen positiv – auf jeden Fall ein Beruf sein, in dem ich glücklich werden und in dem ich meine Fähigkeiten entfalten könnte. In der ersten „Berufsfindungsphase“ in der Oberstufe hat mir mein Vater immer wieder Zeitungsartikel über verschiedenen Berufe ausgeschnitten mit dem Ziel, dass ich mich darüber informieren sollte. Das waren u. a. auch Berufe, die etwas mit Musik zu tun hatten wie Tonmeister oder Musiktherapeut. Unsere ersten Gespräche über meinen „zukünftigen“ Beruf waren für mich oft nicht einfach, vor allem fehlten mir Erfahrungen in den möglichen Berufsfeldern, ich hatte bisher auch keine Betriebspraktika o. ä. absolviert, was es heute in Schulen häufiger gibt. Mit den Gesprächen hat mein Vater den Findungsprozess immer wieder angestoßen. Ich glaube, er wünschte sich für mich einen Beruf, der eine gewisse Sicherheit im Sinne eines „zukunftssträchtigen“ Berufes beinhaltete und, er konnte sich diesbezüglich auch einen technischen oder naturwissenschaftlichen Berufe für mich vorstellen, was sich bei meinen Schwestern dann auch verwirklicht hat, die beide einen naturwissenschaftlichen bzw. technischen Studiengang – Chemie bzw. Verfahrenstechnik – gewählt haben. Es wurde aber in den Gesprächen immer deutlicher, dass mein Berufswunsch nicht in diese Richtung ging. Mir war es wichtig, ein Fach zu studieren, das mir entsprach und mich wirklich interessierte, das ich aber erst noch finden musste.

Als ich schließlich während des Zivildienstes die Entscheidung für mich getroffen hatte, dass ich Grundschullehrer werden wollte, hat meine Mutter angeregt, dass ich vor dem Studium ein Praktikum machen sollte, um Grundschulunterricht in der Realität zu erleben. Ich hospitierte dann eine Woche lang in fünf Klassen einer Grundschule und habe unterschiedlichen Unterricht gesehen. Dabei gab es auch einiges, was mir nicht gefiel, aber mich interessierte, wie Kinder eigenständiger lernen konnten – eben auch, weil ich im Zivildienst durch die Montessori-Pädagogik schon alternative Lernformen kennen gelernt hatte. Während dieser Hospitationswoche kam

es auch zu einem Gespräch mit einem jüngeren Lehrer, der noch relativ neu im Beruf war und der für mich vielleicht eine geeignetere Identifikationsfigur abgab als die Lehrerinnen, eben auch als Grundschullehrer. In Bezug auf geschlechterspezifische Aspekte gewann ich durch dieses Praktikum den Eindruck, dass das Grundschullehramt mit der Familienarbeit von Frauen gut zu vereinbaren sei, dass aber die starke Feminisierung eben dieses spezifische Lehramt als Tätigkeitsfeld für einen Mann als nicht besonders anstrebenswert erscheinen lasse. Entsprechend gab mir eine Lehrerin in Bezug auf meinen Berufswunsch zu bedenken, dass dieser Beruf in den Augen vieler Menschen als Vollzeitbeschäftigung für einen Mann nur ein vergleichsweise geringes gesellschaftliches Ansehen genieße. Mit diesen Eindrücken konnte ich damals nicht sofort etwas anfangen, sie haben mich aber vielleicht kurzzeitig in meiner Berufsentscheidung etwas verunsichert.

Heute bin ich als *Lehrer* eher ein „Einzelfall“ in der Institution Grundschule, aber auch in den Kreisen von Gleichaltrigen, Bekannten und Freunden, die andere Berufe haben. Auch wenn ich mit dieser Situation gut leben kann, wünsche ich mir dennoch aus verschiedenen Gründen eine Veränderung des Zahlenverhältnisses von Frauen und Männern im Grundschullehramt.

Ich habe einige Zeit gebraucht, um für mich in der Schule eine Professionalität als Lehrer zu gewinnen. Dieser Prozess hat bereits zu Studienzeiten während meiner Montessori-Ausbildung begonnen, die für mich als pädagogisches Grundkonzept richtungweisend war und in deren Rahmen ich auch andere Kollegen kennen lernte, die älter waren, aber ähnliche pädagogische Intentionen hatten wie ich. Das Referendariat hat mir wenig Sicherheit in der Frage der „Richtigkeit“ meiner Berufswahlentscheidung gegeben, dort hatte ich nur begrenzte Möglichkeiten zu klären, ob dies wirklich „mein“ Beruf ist. Das lag auch daran, dass ich während dieser Zeit nur Fachlehrer mit einigen Stunden und nicht Klassenlehrer war. Die fortlaufenden Prüfungssituationen lassen einen nur begrenzt erleben, ob man sich selbst als geeignet für diesen Beruf empfindet oder nicht. Es wird abgeprüft, ob jemand fachdidaktisch kompetent und den Kindern zugewandt ist, aber nur sehr punktuell. Außerdem wurde ein pädagogischer Beratungsprozess angeboten, der aber nicht in der notwendigen Form stattfinden konnte. „Wo brennt es dir unter den Nägeln, was möchtest du lernen, welches sind für dich bisher die Probleme, guten Unterricht zu erteilen?“, solche Fragen wurden höchstens punktuell angesprochen.

Letztendlich habe ich den Entscheidungsprozess, ob ich wirklich Lehrer sein möchte, in den ersten drei Berufsjahren vollzogen. Neben einer großen Zufriedenheit, als Klassenlehrer vor allem auch offene Unterrichtskonzeptionen realisieren zu können, war ein entscheidender Schritt für mich dann eine Ausbildung in Klientenzentrierter Gesprächsführung. Das ist ein Konzept von Carl Rogers³, das in erster Linie bekannt ist für die Gestaltung professioneller Beratungsprozesse. So war es für mich zwar auch hilfreich in der Elternberatung, der Beratung von Referendarinnen oder im Gespräch mit Kolleginnen, aber vor allem fand ich in ihm eine wissenschaftlichen Grundlage dafür, worauf ich achten muss, wenn ich mit Kindern kommuniziere und wie ich Gespräche auch in schwierigen Situationen gestalten kann. Damals klärten sich für mich die Fragen, wie ich so kommunizieren kann, dass ich Kinder in ihrer Situation nicht nur verstehe, sondern sie sich auch verstanden fühlen, was nach meiner Ansicht ein entscheidender Punkt ist, um ihre fachliche und ihre soziale Lernentwicklung in der Schule positiv zu „befördern“. Für Kinder Interesse zu entwickeln, ein offenes Ohr zu haben und zu merken, was sie in die Schule einbringen, ihre sozialen Belange und das Verhalten untereinander, auch ihre Konflikte zu verstehen, darauf kommt es doch an. Durch die Klientenzentrierte Gesprächsführung habe ich gelernt, wie für mich eine professionellere Kommunikation mit Kindern und damit auch ein eigenes professionelleres Selbstverständnis gelingen kann. An der Stelle habe ich für mich eine besondere Berufszufriedenheit gewonnen, denn ich fühlte mich in diesen vielfältigen und häufig komplexen Kommunikationssituationen nicht mehr hilflos, sondern konnte eine für mein pädagogisches Handeln hilfreiche Gesprächshaltung entwickeln, die mir auch das Gefühl gab, als Lehrer in dem sehr wichtigen Bereich „Kommunikation mit Kindern“ kompetent zu sein. Seitdem kann ich in Gesprächen zu Menschen, die nicht als Pädagogen arbeiten und den pädagogisch-fachlichen Anspruch an den Grundschullehrerberuf anzweifeln, sagen: „Ich bin Grundschullehrer, komm in meinen Unterricht, guck ihn dir an, und du wirst sehen, wie wichtig dieser Beruf für die Entwicklung von Kindern ist.“

An dieser Stelle würde ich mir natürlich auch wünschen, dass der Anteil der männlichen Grundschullehrer sehr viel höher wäre – wohl auch, damit es für Männer viel selbstverständlicher wäre, diesen Beruf als Perspektive für sich zu erkennen. In der Praxis geht es mir dann aber vor allem darum, dass

³ Carl R. Rogers: Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. Ungekürzte Ausgabe. 13. Auflage, Frankfurt a.M. (Fischer Taschenbuch) 1999.

die Situation von Mädchen und Jungen nicht nur aus der Perspektive von Lehrerinnen betrachtet wird, sondern ebenso aus einer „männlichen“ Perspektive. Ich glaube, es ist gerade für die Jungen wichtig, dass Lernen und Leben in der Grundschule auch aus der Perspektive von Lehrern heraus entwickelt wird. Jungen werden nach meiner Einschätzung in der Grundschule häufiger als „schwierig“ erlebt als Mädchen. Zum Teil fällt es ihnen schwerer, sich an Regeln zu halten. Es ist für mich aber eine offene Frage, ob diese Situation nicht auch etwas mit der Perspektive der Lehrerinnen und der Art, wie Lernen in der Grundschule gestaltet wird, zu tun hat. Damit meine ich nicht, dass Lehrerinnen nicht eine Schule für Jungen gestalten können. Aber es wäre spannend, wenn sie dies in einem quantitativ ausgeglicheneren Verhältnis mit männlichen Kollegen tun könnten, um dann beobachten zu können, ob sich auch dadurch die schwierige Situation für manche Jungen in der Schule entschärfen ließe.

Ein anderes Beispiel für die Situation von Jungen in der Grundschule: Wenn ein Fußballtor kaputt geht, muss es ja nicht nur am rabiaten Verhalten der Jungen liegen, die sich beispielsweise an das Tor hängen oder auf das Tor klettern, sondern kann auch daran liegen, dass das Tor mittlerweile alt und morsch geworden ist. Die Situation kann gleichzeitig aber als Anlass dafür dienen, beispielsweise eine Kletterwand zu installieren. Mir ist klar, dass Kinder in den Pausen die Möglichkeit brauchen, sich körperlich auszuagieren, dabei habe ich das Fußballspiel als ein ganz entscheidendes Element für die Zufriedenheit der Jungen in der Schule erlebt. Daneben gibt es natürlich noch weitere Punkte, bei denen die Anwesenheit von *Lehrern* gerade für die Jungen in der Grundschule wichtig sein könnte. Wie geht die Grundschule mit verbalen und körperlichen Provokationen von Jungen um? Wie und wodurch lassen sich Lehrerinnen oder Lehrer provozieren? Wie gehen sie unterschiedlich mit nicht-akzeptablem Verhalten um – und was hat die jeweilige Reaktion der Lehrer oder Lehrerinnen für eine Auswirkung auf das weitere Verhalten des Jungen? Meine Beobachtung ist, dass Frauen und Männer „schwierige“ Erziehungssituationen mit Jungen – und natürlich auch mit Mädchen – unterschiedlich interpretieren und bewerten.

Daneben ist für mich aber ebenso wichtig, Mädchen und Jungen erleben zu lassen, dass (und wie) sowohl Frauen als auch Männer Aufgaben der Erziehung wahrnehmen, sich an der kindlichen Erziehung beteiligen; denn Kinder benötigen reale gleich- sowie gegengeschlechtliche Vorbilder. In die-

sem Punkt besteht zur Zeit in der Grundschule noch ein deutliches Ungleichgewicht.

Es gibt sicherlich noch manche andere Aspekte zu berücksichtigen, wenn es um den Umgang mit Jungen und Mädchen geht. Darüber müsste mehr nachgedacht werden, auch die Mädchen betreffend. Ich habe beispielsweise erlebt, dass ein Vater der Meinung war, seine Tochter bräuchte weniger zu lernen als ihre Brüder. An diesem Beispiel wird auch klar, dass die Perspektive der Grundschullehrer nicht nur notwendig ist, um „irgendeine“ männliche Perspektive in die Gestaltung von Schule und Unterricht einfließen zu lassen, sondern dass Lernbedingungen und -situation auf Geschlechtergerechtigkeit hin reflektiert werden müssen. Zudem ist ein fortlaufender Austausch zwischen Lehrerinnen und Lehrern und ihrer unterschiedlichen Sichtweisen zum Verhalten von Jungen und Mädchen in Grundschule notwendig, sie müssen dabei auch „gesellschaftliche“ Probleme der Sozialisation von Jungen und Mädchen im Blick haben. Hierfür braucht die Grundschule eben auch männliche Lehrer.

Nach meiner eigenen Beobachtung sind Jungen in der Grundschule häufig bewegungsaktiver als Mädchen und haben z. T. eine Erziehung genossen, die ihnen vielleicht weniger Anpassung an die Regeln und Gegebenheiten einer Gruppe abverlangt hat, als auch ich sie von den Jungen in meiner Klasse einfordere. Ich kann mit meinen Schülern darüber verhandeln, was im Unterricht „erlaubt“ ist oder nicht, ich verstehe auch das Bedürfnis, den eigenen Handlungsspielraum auszuweiten, aber es muss ein Kompromiss gefunden werden. Das heißt, Problemlagen wahrzunehmen ist wichtig und ein jungen- oder mädchengemäßer Umgang damit ebenso, wobei vor allem auf eine „Vereinbarkeit“ zwischen den Bedürfnissen der Kinder zu achten ist. Hierfür habe ich beispielsweise einen Klassenrat im Sinne der Freinet-Pädagogik eingerichtet, in dem die Kinder ihre Anliegen einmal in der Woche beraten. Dass manche Jungen von einem Grundschullehrer Regeln leichter oder anders annehmen können als von einer Lehrerin, ist für mich nachvollziehbar, da sie in ihm auch eine Identifikationsfigur finden können, etwa in dem Sinne: „Der ist so wie ich“. Dies wird mir immer wieder deutlich, wenn ich ihnen aus meiner eigenen Schulzeit erzähle. Ich selbst habe als Drittklässler zum Beispiel einmal eine Fensterscheibe auf dem Schulhof zerschossen, die kein Sicherheitsglas hatte. Solche und andere Erfahrungen sind für mich manchmal wichtig, um Situationen von Jungen in der

Schule nachvollziehen zu können. Ich denke, dass die Tätigkeit von *Lehrern* in der Grundschule notwendig ist, um Erfahrungen und Probleme von Jungen aus einer „männlichen“ Perspektive interpretieren zu können.

An dieser Stelle ein paar gezielte Gedanken zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Ich kann auf zwei Ebenen auf diese Frage eingehen. Zum einen habe ich in der Berufsanfangsphase, als die Belastungen des Berufes sehr stark waren, manchmal gedacht: „Wenn ich jetzt noch Kinder zu Hause hätte, ich glaube, ich müsste mir einen anderen Beruf suchen“. Heute würde ich das nicht mehr sagen, auch aufgrund einer veränderten Professionalität, was auch bedeutet, die Probleme des Alltags nicht mehr unbedingt alle mit nach Hause zu nehmen. Mittlerweile denke ich, der Lehrerberuf und eigene Kinder sind vereinbar. Ich denke aber auch, dass hierfür eine sehr gleichberechtigte Partnerschaft und Beziehung notwendig ist, in der klar ist, dass der Partner oder die Partnerin im Lehrerberuf genügend Zeit für die Reflexion seines bzw. ihres pädagogischen Handelns, für Fortbildung, für Vorbereitung und Nachbereitung braucht – Grundschullehrerin oder Grundschullehrer zu sein ist kein „Halbtagsjob“. Diese Zeiten muss man mit bedenken; denn Kinder, ob morgens in der Schule oder nachmittags zu Hause, sind und bleiben Kinder, die ihre Bedürfnisse direkt mitteilen und einfordern, dass diese erfüllt werden. Ich glaube, man muss, um das leisten zu können, gut auf sich selbst achten und sich einen „dritten Bereich“ schaffen, der der eigenen Regeneration dient, einen Freiraum im eigenen Alltag, in dem Ruhe und Ausgeglichenheit entstehen können, damit die Bedürfnisse von Kindern wahrgenommen werden können.

Aber die Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie hängt ebenfalls von dem Anspruch ab, den ich an meine Arbeit mit den Kindern habe, sowohl im Rahmen der Schule als auch im Rahmen der Familie. Wenn der Anspruch sehr hoch ist, wenn es also darum geht, in beiden Lebensbereichen „perfekt“ zu sein, dann kann es schwierig werden. Denn wenn ich das Gefühl habe, einer „perfekten“ Lehrerrolle genügen zu *müssen*, weiß ich genau, dass ich dies nicht schaffen kann. Das heißt, ich muss lernen, an manchen Stellen mit „halben“ Lösungen oder auch mit Widersprüchen zu leben, gleichzeitig muss ich schauen, wo diese Widersprüche sind und ob ich damit leben kann. Privatleben und einen pädagogischen Beruf zu vereinbaren, erfordert sowohl einen eigenen Regenerationsbereich als auch ein solide ausbalanciertes Professionalitätsverständnis: An welcher Stelle mei-

ner Arbeit ist mir Qualität besonders wichtig, wo setze ich Prioritäten und wo kann ich Abstriche machen, wenn nötig?

Ein sehr großer Vorteil von eigenen Kindern kann es sein, dass sich in den eigenen Kindern auch noch einmal die positiven Eindrücke wie die Probleme und Nöte von Schulkindern aus einer anderen Perspektive erkennen lassen. Wenn ich zum Beispiel als Elternteil erkenne, wie sich mein eigenes Kind mit den Hausarbeiten quält oder morgens nicht von zu Hause loskommt, dann kann ich dies in meiner Rolle als Lehrer in der Schule anders aufnehmen.

Bezogen auf die Schule liegt mir aber noch etwas anderes auf der Seele, und zwar die Rolle der Ausbildung und das Lehramtsstudium betreffend. Der erste Punkt ist folgender: Jungen männlichen Erwachsenen, die aus der Schule kommen, können möglicherweise bei der Frage, welches Studienfach sie für sich als geeignet halten – im Vergleich mit jungen Frauen und in Bezug auf das Grundschullehramt – zwei Erfahrungen fehlen: Zum einen haben sie meistens selbst wenige oder gar keine männlichen Grundschullehrer erlebt, die für sie als Identifikationsfiguren in Frage kämen – das ist im Bereich der Gymnasiallehrer schon anders – und sie verfügen im Vergleich zu jungen Frauen häufig über weniger Erfahrungen mit Kindern, beispielsweise als Babysitter oder durch ein Praktikum im Kindergarten. Diese fehlenden Anknüpfungspunkte müssten meiner Auffassung nach zwar schon in der Sekundarstufe II der Schule, aber auch nochmals im Studium reflektiert werden. Junge Männer, die entsprechende Interessen und vielleicht auch Fähigkeiten für diesen Beruf besitzen, sollten zur Aufnahme des Grundschulpädagogikstudiums ermutigt werden. Auch im Rahmen des Studiums selbst muss auf geschlechterspezifische Perspektiven in vielerlei Hinsicht eingegangen werden, auf unterschiedliche Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen von Mädchen und Jungen, aber auch von Lehrerinnen und Lehrern, und auf Inhalte und Methoden, die in dieser Hinsicht meist noch wenig differenziert sind. Das ist der eine Punkt.

Der zweite Punkt, den ich kritikwürdig finde, war die in meinem Studium unzureichende Verzahnung von Theorie und Praxis. Beides ist wichtig, einerseits die Theorie, andererseits die Praxis, aber besonders auf die Verbindung beider Bereiche kommt es an! Dabei geht es mir vor allem darum, Praxis wirklich mit forschendem Blick zu erleben, so dass Studierende nicht sofort handeln müssen, sondern zunächst einmal Unterricht, Lebens- und

Lernsituationen von Jungen und Mädchen beobachten können und auf diese Weise Theorie aus der Praxis heraus begreifen lernen und umgekehrt. Das war in meinem eigenen Studium viel zu wenig möglich, da wir sehr früh unterrichten sollten. Die Praxis benötigt aber ein theoriegeleitetes Handeln, um sich weiter zu entwickeln, muss dafür aber inhaltlich stärker erforscht werden. Die Theorie wiederum sollte aus der Praxis generiert werden. In der Ausbildung von Grundschullehrerinnen und -lehrern sollten u. a. folgende Fragen zentral sein: Was müssen sie speziell für diese Schulform können, und welche Fragen sind zur Reflexion der zukünftigen eigenen Unterrichtspraxis hilfreich? Lernen sie, eigenen Unterricht und das Lernen der Kinder zu beobachten? Damit meine ich sehr viel mehr Bereiche als das klassische Unterrichten. Gerade diese Fragen müsste man durchgängig stärker im Auge behalten.

Wenn ich abschließend etwas zum Thema „Traumberuf“ sagen soll, dann beziehe ich das auf den Lehrberuf und will es so formulieren: Mir ist es wichtig, mich weiterhin fortzubilden und meine pädagogische Praxis zu innovieren. Innovieren kann ich, wenn ich das System einigermaßen gut kenne, eine gewisse Distanz dazu einnehme und mir neue Konzepte und Methoden aneigne. Dafür erscheint mir beispielsweise die Sabbatjahrregelung als förderlich. Meine berufliche Traumvorstellung in der Schule kann ich konzeptionell an drei Punkten festmachen. Ich stelle mir vor:

- erstens eine Schule mit Lehrerinnen und Lehrern, die wissen, dass Kinder lernen wollen und die diesen Lernwillen als „Leitmotiv“ für ihre Arbeit verstehen;
- zweitens eine Schule ohne eine auf Jahrgang oder Alter der Kinder starr festgelegte Leistungsnormierung und damit
- drittens eine Schule ohne die bisherigen Selektionsstufen, die aber entsprechend frei werdende personale und finanzielle Ressourcen in die allgemeine Schule und in das Lernen der Kinder dort investiert.

Ich weiß einerseits, dass ich mit dieser Vorstellung von Schule nicht allein bin, ich weiß aber andererseits auch, welche Funktionen die Institution Schule bisher in der Gesellschaft einnimmt und wie schwierig eine Veränderung des Systems ist. Eine Verbindung zwischen Traumvorstellung und momentaner Realität herzustellen und damit Realität zu verändern, ist ein Weg, der einen langen Atem braucht.

12. Manuel Höfs, Sonder-/Förderschullehrer

„Mit dem Zivildienst kam der entscheidende Punkt für meine Beschäftigung mit Behinderung und für die Wahl meines Studiengangs“

Ich bin 1972 geboren und im Münsterland groß geworden, bin auch in einem kleinen Dorf zur Grundschule gegangen und anschließend zum Gymnasium in der Kreisstadt Warendorf. Dort habe ich mein Abitur gemacht. Nach dem Abitur folgte der Zivildienst. Man konnte zu der Zeit wählen, ob Bundeswehr oder Zivildienst, und es war für mich klar, den Zivildienst zu machen. Die Bundeswehr hatte keinen guten Ruf, wurde in der rechten politischen Ecke verortet, na ja, und beim Zivildienst kam natürlich auch ein Bequemlichkeitsaspekt hinzu: Ich wusste, ich konnte zu Hause wohnen bleiben, und das war schon ein Argument; denn ich wollte weiterhin was mit meinen Freunden machen, die waren ein Jahr jünger als ich, und die hätte ich sonst aus dem Blick verloren. Über den Zivildienst war ich aber besonders froh, weil ich nach dem Abitur noch keine Berufsvorstellungen hatte. Mit dem Zivildienst aber kam der entscheidende Punkt für meine Beschäftigung mit Behinderung und für die Wahl meines Studiengangs. Zu dieser Zeit habe ich die ersten Überlegungen in Richtung Pädagogik oder auch Sonderpädagogik angestellt. Aber dann war ich einige Monate im Ausland, in Spanien, habe angefangen die spanische Sprache zu lieben und zu schätzen und deshalb gedacht: ich studiere doch lieber Spanisch (und Sozialwissenschaften). Das habe ich dann drei Semester lang – mit Ziel: Lehramt Gymnasium – in Münster studiert, aber es hat mir überhaupt nicht gefallen. Und dann habe ich sehr bewusst die Entscheidung getroffen, nach Dortmund zu gehen und Sonderpädagogik zu studieren, wo ein Bekannter oder ein guter Freund von mir eben auch studierte. Dieses Studium – mit Ziel: Lehramt an Sonderschulen, heute Förderschulen – habe ich bis 1999 absolviert und habe danach, im Februar 2000, mein Referendariat wiederum in Münster begonnen. Das hat mir sehr gut gefallen, ich bin damit 2002 fertig geworden und stand dann mit meiner Partnerin gemeinsam vor der Frage: Gehen wir wieder nach Dortmund, oder bleiben wir in Münster? Wir haben uns dann nach reiflicher Überlegung für Dortmund entschieden. Ich habe dort 2002 meine erste Stelle als Sonderschullehrer angetreten und bin dort jetzt seit dreieinhalb Jahren. Und seit einem Jahr bin ich zusätzlich tätig als Fachleiter für Lernbehindertenpädagogik am Studienseminar für

die zweite Ausbildungsphase des Sonder-/Förderschullehramtes. Dort bilde ich also Referendare aus. Zur Zeit habe ich eine Gruppe von 16 Lehramtsanwärterinnen und Lehramtsanwärttern, und das gefällt mir sehr gut.

Wenn ich nun noch einmal zurückkomme zu dem Wunsch, Sonderpädagogik zu studieren, dann hatte ich ja bereits den Zivildienst als Bezugspunkt genannt. Den habe ich an einer Schule für geistig Behinderte absolviert, und zwar in einer Eingangsklasse, in der ich für die Unterstützung einzelner Schüler zuständig war. Als Bezugspersonen hatte ich drei Lehrerinnen. Vor allem die Klassenlehrerin hat mir alle wesentlichen Dinge gezeigt und erklärt und sich sehr viel Zeit genommen, um mir die Materie zugänglich zu machen. Ich habe auch viele Fragen gestellt und war interessiert, aber es hat trotzdem einige Monate gebraucht, bis ich meine Berührungängste – ganz klassisch gegenüber behinderten Menschen – abgebaut hatte. Das war ja vorher für mich ein sehr fremdes Feld gewesen, aber nach und nach hat sich das aufgelöst, und mir hat es immer besser gefallen. Deswegen hatte ich dann auch die Lehrerinnen nach ihrer Meinung gefragt, ob das für mich eventuell eine Berufsperspektive sein könnte, aber die haben mir gesagt: Lass die Finger davon, mach das nicht! Und dann hab ich erst einmal Abstand davon genommen. Auch wenn ich nicht genau wusste, was dahinter steckte, war deren Meinung damals trotzdem wichtig und ausschlaggebend für mich. Dass ich überhaupt den Zivildienst an dieser Schule gemacht habe, war übrigens purer Zufall. Der Vater meines Freundes arbeitete damals bei der Caritas und hat durch Zufall herausgefunden, dass diese Schule noch einen Zivi suchte und mir geraten, es dort doch zu probieren. Ich habe mich dann erkundigt bei einem Bekannten, den ich vom Fußballverein kannte, der hatte dort schon seinen Zivildienst abgeleistet, war sehr zufrieden, fand es ganz toll, und das war für mich der Punkt zu denken, das traue ich mir auch zu, das probiere ich. Es war so eine Mischung aus Neugier und Bequemlichkeit, weil die Schule für mich auch gut zu erreichen war. Am Anfang habe ich mich zwar dort nicht so ganz wohl gefühlt in dieser eingeschworenen Frauengruppe, und diese Lehrerinnen hatten in den ersten Monaten auch Schwierigkeiten mit mir. Durch die Zivi-Lehrgänge, in denen man über seine Rechte und Pflichten aufgeklärt wird, war ich vielleicht etwas zu forsch, aber mit der Zeit haben sie dann auch gemerkt, dass ich das nicht böse meinte, sondern mich aus Unsicherheit heraus so verhielt. Nach ein paar Monaten war das behoben und auch die Distanz nicht mehr da, und dann lief es klasse, weil sie auch gemerkt ha-

ben, ich kann gut mit den Kindern umgehen, das liegt mir sehr. Zu der Klassenlehrerin habe ich auch noch heute Kontakt. Männliche Lehrkräfte gab es auch, vielleicht ein Drittel, ein Viertel männliche Lehrkräfte, die auch vorwiegend über ihren Zivildienst dahin gekommen waren; außerdem war der Rektor der Schule ein Mann.

Mit Kindern konnte ich vermutlich auch deshalb ganz gut umgehen, weil ich – als ältestes von fünf Kindern – mit jüngeren Geschwistern aufgewachsen bin, sie teilweise auch mit betreut, erzogen und auf verschiedenen Ebenen begleitet habe. Dadurch, dass ich einen überwiegend abwesenden Vater hatte, habe ich schon früh manche Vaterfunktionen und Verantwortung übernehmen müssen, auch wenn ich das objektiv noch gar nicht konnte.

Aber im Anschluss an den Zivildienst war ich ja erst einmal ein paar Monate auf Mallorca: Ich hatte damals im Rahmen des Zivildienstes noch ein schönes Abschiedsgeld bekommen und habe das komplett investiert, um ein paar Monate auf Mallorca zu leben, wo mein Onkel ein Haus hatte, in dem ich unterkommen konnte. Ich wollte Spanisch lernen, habe Sprachkurse belegt und wollte einfach eine andere Kultur kennen lernen und habe auch diese Insel ganz anders kennen gelernt als ihr Klischee ist. Als ich mich dann, nach meinem Spanienaufenthalt entschied, Romanistik und Sozialwissenschaft zu studieren, da ging es mir weniger um das Ziel Lehrer zu werden als um die beiden Fächer. Diese Fächer wollte ich studieren. Das Lehredasein war mir zu dem Zeitpunkt überhaupt nicht präsent. Und der Studienort, Münster, lag einfach räumlich nahe. Die Entscheidung hing also weniger mit dem Ruf der Universität dieser Stadt zusammen.

Insgesamt gesehen haben sich aber meine Berufswünsche häufig verändert, und dahinter steckten weitgehend die klassischen Jungenphantasien. Als Kind wollte ich am liebsten Lokomotivführer oder Flugzeugpilot werden; und mit Eintritt in den Fußballverein wollte ich dann unbedingt Fußballspieler werden, Nationalspieler, aber mit 12 Jahren wurde dieser Traum zerschlagen, als ich mir eine schwere Verletzung zuzog. Ich wurde am Knie operiert und war ein Jahr lang komplett sportunfähig, musste an Krücken laufen und so weiter. Dieses Jahr war auf jeden Fall ein entscheidendes für mich; denn es hat mir – neben aller Sorge – neue Horizonte eröffnet und meine Männlichkeitsvorstellungen damals als Junge ganz massiv verändert.

Erst später ist mir aber bewusst geworden, dass – neben dem Zivildienst – eben auch dieses Jahr eine Rolle dabei gespielt hat, dass ich mich später intensiver mit Behinderung zu beschäftigen begann. Aber erst einmal habe ich mich auf anderen Feldern betätigt. Zum Beispiel habe ich Fantasy-Spiele geleitet, etwa mit 14 habe ich damit angefangen. Das ging bis zum Alter von 17 und wurde durch ein politisches Engagement abgelöst, indem ich in die Jugendorganisation einer Partei eintrat, auch durch Zufall, in unserem kleinen Dorf gab es nur eine politische Jugendorganisation. Das war eine wichtige Phase, aber vor Studienbeginn habe ich den ganzen Kram hingeschmissen, weil ich frustriert war von den politischen Möglichkeiten, die man hatte, und auch von den Kungeleien hinter den Kulissen. Dann kam der Schritt – immer mit den gleichen Freunden – Musik zu machen und eine Band zu gründen. Musik machen wir bis heute zusammen. Damals wollten wir natürlich Karriere machen, groß rauskommen mit eigenen Liedern, und deshalb geriet das Studium zeitweise zur Nebensache, während ich eigentlich meinen Musikertraum verfolgte. Aber zum Hauptstudium hin habe ich eine sehr bewusste Entscheidung getroffen, das Studienziel konsequent zu verfolgen. Von dem Zeitpunkt an habe ich sehr ernsthaft studiert. In der Sonderpädagogik hatte ich zunächst die Schwerpunkte Geistigbehinderten- und Blindenpädagogik gewählt, bin dann aber von der Geistigbehindertenpädagogik – als dort aus Krankheitsgründen viele Veranstaltungen ausfielen – zur Lernbehindertenpädagogik gewechselt.

Meine Eltern übrigens hatten keine konkreten Berufswünsche für mich. Ich weiß, dass meine Mutter jetzt zufrieden ist mit dem, was ich studiert habe. Sie selbst kommt aus einer Lehrerfamilie, oder Akademikerfamilie auf jeden Fall, und ist selbst Musikschullehrerin, aber im vorschulischen Bereich tätig. Meine Herkunft war aber für mich kein Grund, Lehrer zu werden; denn von meiner eigenen Schulzeit im Gymnasium her habe ich Lehrer sehr abgelehnt. Ich habe Lehrer eher als negative Vorbilder kennen gelernt, ich wollte auch nie so werden wie diese Gymnasiallehrer. Von daher bin ich noch im Nachhinein froh, dass ich diesen Weg nicht eingeschlagen habe, sondern stattdessen in den sonderpädagogischen Bereich gehen konnte. Mein Vater ist Verlagskaufmann, aber ich glaube, auch er hat sich keine konkreten Berufsvorstellungen für mich gemacht. Er hätte sich vielleicht gewünscht, dass ich eine Lehre gemacht hätte und in seine Richtung gegangen wäre, aber er hat auch gemerkt, dass das nicht zu mir passte und ist jetzt auch zufrieden mit dem, was ich mache.

Meine jüngere Schwester ist auch Pädagogin, hat also das Erste Staatsexamen gemacht und dann Musiktherapie studiert und möchte jetzt noch ihr Referendariat nachholen; sie hat mittlerweile zwei Kinder. Mein jüngerer Bruder ist mittlerweile an einer Theaterschule oder Schauspielschule, aber im anthroposophischen Bereich. Er hat dort die Möglichkeit, Schauspieler oder Schauspiellehrer zu werden. Mein jüngster Bruder steht im Moment vor der Frage, was er nach der Schule anfangen soll, er hat sehr viele Fähigkeiten und Talente, und es ist schwer, ihm etwas zu raten. Und meine jüngste Schwester geht noch zur Schule, in die 10. Klasse. Aber mit Musik haben alle etwas zu tun, das zieht sich durch die gesamte Familie. Und ich glaube, der Traum aller Kinder ist es, mit Musik ihr Geld zu verdienen. Womit ich auch bereits das Thema Traumberuf angeschnitten hätte.

Mit meinem Beruf bin ich insgesamt sehr zufrieden. Was ich jetzt mache, kommt meinem Ideal schon sehr nahe, weil ich auch ausreichend Zeit habe für die Familie und für die Musik, die ich selbst jetzt privat mache. Wenn ich die Musik zum Traumberuf machen würde, dann nur unter der Bedingung, meinen eigenen Intentionen folgen zu können und mich nicht den Medien oder der Musikindustrie beugen zu müssen.

Wichtig zu erwähnen ist vielleicht noch mein Bezug zur Jungen- und Männerforschung, den ich unter anderem in meiner Staatsexamensarbeit deutlich gemacht habe. Zunächst einmal habe ich mich lange mit meinem Vater und mit meiner eigenen Männerrolle auseinandergesetzt. Das war ein Ablösungs- und auch Annäherungsprozess, beides gleichzeitig. Ausgangspunkt war vielleicht meine Abneigung – teilweise auch Hass und Wut – gegenüber meinem Vater, die mich zu dieser Thematik geführt hat, bis ich mir sagen konnte: das kannst du jetzt akzeptieren. Ich konnte erst ihn annehmen und dann auch mich selbst. Das war ein wichtiger Entwicklungsprozess, und dabei hat mir die Kritische Männerforschung geholfen. Zu Frauen habe ich schon immer einen guten Zugang gefunden, auch, wie gesagt, im Zivildienst. Im Studium kam ich dann neben der Integrationspädagogik auch mit der Frauenforschung in Kontakt. Das waren für mich zwei Schwerpunkte, die mir wichtig waren, und die Frauenforschung gab mir einen Impuls, bei dem ich aber dachte, Frauenforschung alleine reicht doch nicht aus, sie allein wird in der Gesellschaft wenig bewirken können, wenn nicht auch Männer gewonnen werden können, die eine ähnliche Richtung, allerdings von Männerseite aus, vertreten. Das war meine Überzeugung und genau

das fand ich spannend. Mein persönlicher Ausgangspunkt dafür war, wie schon gesagt, mein Vater. Es war ein therapeutischer Prozess, den ich durchlaufen musste, nicht nur, weil ich früh Verantwortung für meine jüngeren Geschwister hatte übernehmen müssen, sondern weil in dieser Zeit meine Eltern anfangen, sich zu trennen. Das war ein langer Trennungsprozess, der jetzt aber schon einige Jahre hinter uns liegt. Natürlich habe ich damals auch für meine Geschwister mitgedacht, wir haben unter uns Geschwistern sehr viel geredet und diesen Prozess, den ich für mich alleine schon durchlaufen hatte, nochmals gemeinsam durchgemacht. Und im Studium habe ich eben auch Themen gefunden, mit denen ich persönlich etwas anfangen konnte. Das brachte natürlich auch Reibung mit sich, die war mir auch wichtig, ich wollte selber Impulse bekommen, aber auch geben, wollte auch Dinge einfach einmal andenken können, wollte quer denken, ohne dass das sanktioniert würde. Das war etwas Neues für mich und keineswegs selbstverständlich. Es hat mir gut gefallen. Auch das Thema „Männerforschung“ für die Staatsexamensarbeit wählen zu können, war für mich erfreulich. Ich konnte zum Beispiel eine Einleitung mit Bezug zu meiner eigenen Biographie schreiben; denn ich bin der Auffassung: Forschung hat immer auch etwas mit dem Forscher selbst zu tun, und es gibt keine objektive Wahrheit in dieser Hinsicht. Ich fand einen fruchtbaren Boden, auf dem ich selbst wachsen konnte, das hat mir gut getan.

In diesem Zusammenhang von Frauen- und Männerforschung fällt mir aber auch das Thema „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ ein, obwohl das ein viel praktischeres ist, aber trotzdem auch ein schwieriges, selbst im Lehrerberuf. Ich habe mir immer gedacht: du wirst einmal ein anderer Vater (als dein eigener Vater), die traditionelle Vaterrolle lehnt du ab und hoffst, dass man sich als Paar die Kinderarbeit oder Erziehungsarbeit gleichermaßen aufteilen kann. Aber von einem gewissen Punkt an habe ich gemerkt, nein, das ist nicht die Frage, ich könnte natürlich sagen, wir teilen die Arbeit gleichmäßig auf, aber das würde ich nur machen, um gewissen politischen Idealen nachzukommen, aber nicht meinen konkreten Wünschen als Individuum. Von daher habe ich jetzt den Entschluss getroffen, im Beruf zu bleiben und auch meinen Weg zu gehen, aber ich weiß – das ist das Tolle an diesem Beruf, das merke ich – dass einfach viel Zeit da ist. Ich bin meistens mittags zu Hause und kann viele Dinge von zu Hause aus erledigen und frei einteilen. Das ist ein großer Luxus, und von daher habe ich keine Bedenken, dass ich ausreichend Zeit auch mit meinem – ja noch kleinen – Kind

verbringen kann, um eine gute Beziehung zwischen uns aufzubauen. Trotzdem ist mir klar, dass die Hauptlast auf den Schultern meiner Frau liegen wird, und das ist auch so besprochen. Sie hat ebenfalls Sonderpädagogik studiert, auch in der Annahme, ihre Arbeit als Lehrerin gut mit einer Familie vereinbaren zu können. Und das sehe ich genauso, vor allem wenn wir ihre Situation mit der von Frauen in anderen Berufen vergleichen. Ich persönlich habe diese Vereinbarkeitsfrage auch früher schon mitgedacht, wobei ich mir aber lange Zeit gar nicht vorstellen konnte, überhaupt Vater zu werden. Das Bedürfnis entstand erst in den letzten Jahren. Vorher war das Thema Theorie, aber in den letzten Jahren ist der Wunsch entstanden, das zu wollen und auch nicht aufzuschieben. Gut, in der Frage, bleibst du jetzt ein Jahr lang zu Hause und kümmerst dich um dein Kind, bin ich nicht anders als die meisten Männer der früheren, aber auch meiner eigenen Generation. Wichtig ist für mich nur, dass ich im Dialog mit meiner Frau Lösungen finde, und zwar gemeinsam, dass beide gleichberechtigt ihre Interessen einbringen können und dass eine Übereinkunft gefunden wird. Prinzipiell würde ich auch meine Arbeitszeit verkürzen, so dass ich vielleicht einen Tag in der Woche zu Hause bleiben würde, vielleicht sogar noch mehr. Im Lehrerberuf ist es eben kein Problem, das irgendwie zu realisieren.

Die Seminarleitertätigkeit mache ich jetzt seit etwa einem Jahr. Ich habe damit begonnen, als ich zwei Jahre an der Schule war und mir der Schulleiter signalisierte, dass er sich mich in einer solchen Position vorstellen könnte und dass er mir die Anforderungen daran zutrauen würde. Das war natürlich ein tolles Feedback, obwohl ich mich selbst gefragt habe, ob es nicht zu früh wäre. Ich habe hin und her überlegt, habe dann auch Gespräche mit verschiedenen Personen geführt und erst danach zugesagt. Und das war eine gute Entscheidung. Es war eine harte Sache, noch einmal eine Prüfung – die Laufbahnprüfung – zu machen, aber es hat sich gelohnt. Im Rückblick würde ich sagen: Es war ein sehr lehrreiches, interessantes Jahr, eine Selbstfortbildung auf höchstem Niveau, und ich bin in diese Tätigkeit hineingewachsen. Zu 70 Prozent arbeite ich im Seminar und zu 30 Prozent in der Schule, das heißt zwei Tage pro Woche gehe ich zur Schule und werde zur Zeit noch vorwiegend in der Klasse eingesetzt, deren Klassenlehrer ich vorher war. Also von daher kenne ich die Schülerinnen und Schüler noch gut. Das wird sich in den nächsten Jahren ändern, dann werden es nicht mehr im engeren Sinne „meine Schüler“ sein, die ich zu unterrichten habe. Was ich mir zusätzlich zu der bestehenden Kombination, die ich mir jetzt

erarbeitet habe, vorstellen könnte, wäre auch eine Mitarbeit in der ersten Ausbildungsphase, das heißt zum Beispiel als Lehrbeauftragter an der Universität. Ich arbeite gerne mit Erwachsenen, das macht mir Spaß, aber ich möchte auch nicht darauf verzichten, in der Schule zu arbeiten. Also komplett aus der Schule herausgehen, das würde ich niemals wollen. Dies wäre eigentlich meine Idealvorstellung und der komme ich – aus heutiger Sicht – inzwischen schon relativ nahe, übrigens auch verbunden mit meiner Vaterrolle.

Damit komme ich abschließend auf ein weiteres geschlechterspezifisches Thema zu sprechen, ein Thema der pädagogischen Praxis, die kritische Jungenarbeit. Dafür gibt es inzwischen in der Praxis eine ungeheuer große Nachfrage. Auch die männlichen Lehramtsanwärter saugen alles auf, was ich ihnen zu diesem Komplex an die Hand gebe, und sie denken darüber – auch in Form einer Selbstreflexion innerhalb der Institution Schule – nach. Und ich merke, auch bei den Jungen in der Schule ist es so: sie freuen sich, wenn sie ihre Vorstellungen von Männlichkeit reflektieren und jemandem davon erzählen dürfen, der zuhört; denn das erleben sie nicht so häufig. Und wenn man Probleme verbal äußert und dafür eine Lösung findet, ist das auch für alle Beteiligten befriedigender als zum Beispiel Gewalt und körperliche Rangeleien. Wenn sie diese Erfahrung mehrfach machen und neue Verhaltensweisen erproben können – es ist ganz viel Übung auch gefragt – dann hat das schon einen großen Wert. Ich habe allein zwar noch kein Anti-gewalt-Training im engeren Sinne angeboten, aber immerhin in Kooperation mit einem Deeskalationstrainer, und das war sehr gut. Und das würde ich gerne weiter aus- und aufbauen. Aber damit ist auch eine Gratwanderung verbunden, über die man sich klar sein muss. Trotzdem: die Förderschulen für Lernbehinderte sind ja weitgehend Jungenschulen – in der besagten Klasse waren drei Mädchen und dreizehn Jungen, also etwas untypisch überproportional mit Jungen besetzt – und deshalb müssen sie einfach die geschlechterspezifischen Fragestellungen stärker in den Blick nehmen. Gut geht das zum Beispiel im Sportunterricht, wobei es völlig unerheblich ist, ob Basketball, Volleyball oder Fußball gespielt wird; denn es geht ja primär um das Miteinander: Regeln einzuhalten, auch Körperlichkeit auszuleben, aber immer mit klarem Blick auf Fairness und auf Kommunikation. Da habe ich gemerkt, dass wir in den letzten Jahren sehr viel anbahnen konnten. Unsere Schüler sind jetzt Vize-Bezirksmeister geworden, von 140 Schulen haben sie den 2. Platz erreicht. Es zeigen sich also Erfolge, auch in der Leis-

tung, wenn man kommunikativ arbeitet. Das ist eine schöne Bestätigung, natürlich auch dadurch, dass ich einzelne Aspekte meiner eigenen (Fußball-) Biographie einbringen kann. Immerhin sind zwischen 30 und 40 Prozent der Schülerschaft ausländischer Herkunft, und Sport ist vielleicht das Fach, das die Jungen der unterschiedlichen Kulturen am meisten verbindet.

Kultur- und Geisteswissenschaften
im **projektverlag**.

Stephanie Richarts; Philip Müller-Holtz; Jessica Wittbrock; Barbara Heller:
Respekt und Achtsamkeit. Vier Beiträge zu einer sozialästhetischen Praxis.
Beiträge zur Sozialästhetik, Bd. 7; 2006; 277 S.; 17 EUR [D]
ISSN 1611-1893; ISBN-13: 978-3-89733-144-0; ISBN-10: 3-89733-144-6

Dieter Höltershinken/Gertrud Scherer (Hg.): *PEKiP – Das Prager-Eltern-Kind-Programm*. Theoretische Grundlagen: Ursprung und Weiterentwicklung.
³2006; 139 S.; 11,50 EUR [D]; Dortmunder Beiträge zur Pädagogik, Bd. 34
ISSN 1437-4889 ISBN 3-89733-100-4

Rudolf Schütte: *Der erziehungswissenschaftliche Ansatz von Hans Wolfgart*.
Ein Essay zur Theoriegeschichte der Körperbehindertenpädagogik. Mit einem
Vorwort von Ulrich Oskamp. 2006; 57 S.; 11 EUR [D];
ISBN-13: 978-3-89733-142-6; ISBN-10: 3-89733-142-X

Marko Demantowsky/Bernd Schönemann (Hg.): *Neue geschichtsdidaktische Positionen*.
Dortmunder Arbeiten zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik,
Bd. 32; 2006 (2. Auflage); 173 S.; 14,80 EUR [D]; ISSN 1618-4734;
ISBN-13: 978-3-89733-080-1; ISBN-10: 3-89733-080-6

Andreas Mäteling: *Im Labyrinth der Pflegelehrausbildung*. Eine Bestandsanalyse
unter besonderer Berücksichtigung der Bundesländer Nordrhein-Westfalen
und Niedersachsen. 2006; 137 S.; 14,50 EUR [D]
Dortmunder Beiträge zur Pädagogik, Bd. 38; ISSN 1437-4889
ISBN-10: 3-89733-137-3; ISBN-13: 978-89733-137-2

Sabine Lingenauber: *Einführung in die Reggio-Pädagogik*. Kinder, Erzieherinnen
und Eltern als konstitutives Sozialaggregat; ³2005; 116 S.; 12,50 EUR [D]
ISBN-13: 978-3-89733-060-3; ISBN-10: 3-89733-060-1

Sabine Lingenauber (Hg.): *Handlexikon der Reggio-Pädagogik*. 2004.; 159 S.
16,50 EUR [D]; ISBN-13: 978-3-89733-073-3; ISBN-10: 3-89733-073-3

Wolfgang Krieger: *Wahrnehmung und ästhetische Erziehung*.
Zur Neukonzeptionierung ästhetischer Erziehung im Paradigma der
Selbstorganisation. 2004; 767 S.; (Format: 17,3 x 24,5 cm); 45 EUR [D]
ISBN-13: 978-3-89733-106-8; ISBN-10: 3-89733-106-3

Theo Eckmann/Christiane Drouven/Doreen Fitzke: *Eindruck findet Ausdruck*.
LandArt: ein Erlebnis- und Handlungskonzept sozialpädagogischer Praxis.
Beiträge zur Sozialästhetik, Bd. 2; 2003; 208 S.; 19,50 EUR [D]
ISSN 1611-1893; ISBN-13: 978-3-89733-086-3; ISBN-10: 3-89733-086-5